

Begründet
1877.

Geschickt täglich
mit Ausnahme der
Sonntags- und Festtage.

Bezugspreis
für das Vierteljahr
im Bestel und
Nachbarortbesuche
Mk. 1.25
außerhalb Mk. 1.35.



Zeitsprecher
Nr. 11.

Anzeigenpreis
bei einmaliger Ein-
rückung 10 Pfg. für
einmalige Zeile;
bei Wiederholungen
entsprechender Rabatt.

Reklamen 15 Pfg.
die Zeile.

Sonntags-Ausgabe: „Schwarzwälder Sonntagsblatt“

Sonntags-Anzeiger und Familien-Zeitung für die Bewohner des Schwarzwaldes.

Alle Abonnenten der Zeitung „Aus den Tannen“ erhalten das „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ als Sonntagsausgabe gratis.
Das „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ kann auch für sich als selbständige Wochenausgabe bezogen werden und kostet im Vierteljahr 50 Pfg.

Nr. 9.	Ausgabeort Altensteig-Stadt.	Sonntag, den 12. Januar	Amtsblatt für Pfalzgrafenweiler.	1908.
--------	------------------------------	-------------------------	----------------------------------	-------

Beitgemäße Sonntags-Plauderei. Herr und Diener.

In unserer schnell lebigen Zeit ist nicht viel Raum für's Gemüt geblieben. Je mehr und mehr lockern sich die Bande, welche die Menschen untereinander verbinden; die materiellen Fragen und Sorgen erklingen immer mehr das Uebergewicht. Das macht sich in allen Verhältnissen bemerkbar und nicht zum Wenigsten in dem Verhältnis zwischen Dienerschaft und Herrschaft.

Die Dienenden lieben es nicht mehr, lange in derselben Stellung zu verbleiben; die Verkehrswege sind so leicht und locken in die Ferne; man will Neues sehen, reicheren Verdienst finden. Bei diesem leichten und häufigen Wechsel bleibt auf beiden Seiten keine Zeit, sich innerlich näher zu treten, wahres Interesse für einander zu gewinnen, und die unter einem Dach gewohnt haben, gehen oft auseinander und werden sich wieder fremd, als wären sie einander nie begegnet. Wenn sich die Bürden dabei zuweilen leichter füllen, so werden die Herzen dafür leerer und kälter. Jedes Interesse, jede Liebe, die wir anderen erweisen, macht uns selbst innerlich reicher. Daß dies der Fall ist, beweist schon das Wohlgefallen, welches wir alle an Beispielen treuer Zuneigung von Herrschaft und Dienerschaft finden. Ein instinktives Gefühl sagt uns, daß dies das rechte Verhältnis ist. Wie mutet es uns z. B. so lieblich an, wenn wir von Michelangelo Buonarroti, dem berühmten Maler, lesen, der im 16. Jahrhundert in Italien lebte und der Schöpfer des „jüngsten Gerichts“ in der Sixtinischen Kapelle und der „Schöpfungsgeschichte“ im Deckengemälde ist. Seine Kunst und seine Verühmtheit hinderten ihn nicht, seinem Diener eine innige Zuneigung zu schenken; dieser verdiente sie aber auch in vollem Maße und war zu allen Zeiten ein ebenso bescheidener Diener wie ein treuer und zuverlässiger Freund. Ein tiefer Schmerz war es für den berühmten Meister, als doch endlich die Stunde der Trennung kam und „sein Urbino“ sich anschickte, die große Reise anzutreten, die wir alle einst machen müssen und von der niemand zurückkehrt. Schmerzvoll sah er am Bett des treuen Dieners, dessen immer schwächer werdende Kniegebeugungen beobachtend. Wie wohl mag es diesem getan haben, daß seines Herrn Hand es war, die ihn pflegte, und daß seine Liebe ihn bis an die Grenze des geheimnisvollen Landes geleitete. Selbst nachts ließ es sich Michelangelo nicht nehmen, bei dem Kranken zu wachen. Ein Brief, den er nach dem Tode desselben an einen Freund schrieb, welcher ihm Trostworte über den Verlust seines alten treu ergebenen Gefährten gesandt hatte, legte ein ebenso ehrendes Zeugnis für den Herrn wie für den Diener ab und zeigte, wie tief der Tod Urbinos ihn berührte. „Meister Giorgio“, schrieb er, „mein lieber Freund, ich werde schlecht schreiben; ich muß Euch aber doch etwas auf Euren Brief antworten. Ihr wißt, wie Urbino gestorben ist. Das war für mich eine große Günst Gottes und ein sehr grau-samerummer. Ich sage, es war eine Günst Gottes, weil Urbino, nachdem er die Stütze meines Lebens gewesen war, mich gelehrt hat, ohne Bedauern zu sterben, ja, selbst den Tod zu wünschen. Ich habe ihn 26 Jahre bei mir gehabt, und ich habe ihn immer als sehr treu und gut befunden. Ich hatte ihn reich gemacht; ich betrachtete ihn als den Stab und die Stütze meines Lebens, und nun ist er von mir gegangen, mir nur die Hoffnung auf ein Wiedersehen im Paradies lassend. Ich habe ein Unterpand seines Glücks in der Art wie er gestorben ist. Er besaß nicht das Leben; er war nur betäubt bei dem Gedanken, daß er mich, von Leid niedergebückt, inmitten dieser trügerischen und schlechten Welt zurückließ. In Wahrheit ist der größte Teil meines Ich ihm schon gefolgt, und was mir noch bleibt, ist nur Leid und Schmerz.“

Wir wandeln nicht immer auf rosigem Au'n,
Es blinken nicht immer uns Sterne,
Oft drohen Gewitter, begleitet mit Graun
Und Schrecken, dem Pilger von ferne;
Es rauben ihm düstere Gewölke das Licht,
Er spähet nach Ruhe und findet sie nicht.
Der Rachen des Lebens wird oftmals sehr
Getrieben von tobenden Winden;
Wald heben ihn Fluten, bald senkt ihn das Meer,
Die Fänlein der Hoffnung entschwinden;
Die Brandung ergreift den wankenden Kahn,
Zerbrochen sind Ruder, verloren die Bahn.
Doch jenseits der brausenden Fluten ist Land,
Ihr Freunde, ist Ruhe zu finden;
Erreicht mein Rachen den ruhigen Strand,
Dann trotz ich den Fluten und Winden.
Ein freundlicher wonniger Morgen erwacht!
Entschwunden sind Stürme u. Schrecken der Nacht.
P. J. Seidgen.

Sicherlich finden sich auch heut noch so ideale Verhältnisse, aber sie gehören zu den Ausnahmen. Die Ursache davon liegt auf beiden Seiten, bei den Herrschenden, wie bei den Dienenden, aber auch — und nicht zum kleinsten Teile in unserer ganzen Zeitströmung. So sehr auch heutzutage das Recht der Individualität betont und — oft genug am unrechten Plage — geltend gemacht wird, so könnte man andererseits oft meinen, das Massensystem unserer Zeit möchtle alles Individuelle erdrücken. Das macht sich auf fast allen Gebieten geltend. So ist z. B. das kollektive Schaffen des Vereinswesens bei Wohlfahrtsbestrebungen, das mächtig arbeitet und weit ausgedehnt ist, vielleicht gerade dadurch die ungewollte Veranlassung, daß manches ungeschehen bleibt, und es hat neben dem sehr vielen Guten, das es wirkt, doch auch üble Folgen. Eine solche Folge ist die Tatsache, daß der Einzelne, oft selbst der Wohlmeinendste, sich aller Verpflichtung entbunden glaubt, wenn er seinen Beitrag gegeben hat, einen so großen Beitrag, als es ihm irgend möglich ist, und so gewöhnt man sich allmählich an diese bequemere Art des Wohlthuns und — da alles geübt sein will — verliert man das offene Auge für die Bedürfnisse oft selbst unserer nächsten Umgebung. Man verlernt, liebevoll der anderen in Fürsorge zu gedenken. Ja, die Nächstenliebe im Großen schafft mächtig heutzutage; aber an der Christenliebe im Kleinen, an der Betätigung der individuellen Barmherzigkeit, getragen vom echten Bruder- und Schwester-sinn, fehlt es oft. Wenn jeder Einzelne sich vornehmen würde, sich nur eines einzigen Menschen besonders anzunehmen, äußerlich und innerlich und ihn herauszuretten aus Not, Sorge, Glend, Gefahr — welsch ein Segen würde das sein! Und wenn dann ein solches von liebender Fürsorge umgebenes Menschenkind seine Dankespflicht an anderen Hilfsbedürftigen abtrüge, so würde das ein Schneeballwirken, das aus kleinen Ursachen große Wirkungen schaffte, und manche Klagen — begründete und unbegründete — würden schweigen.

Denn es ist unbestreitbar, daß für die dienenden und arbeitenden Klassen jetzt schon in einer Weise für Alter- und Krankheitsfälle gesorgt wird, wie man es sich in der „guten, alten Zeit“ nicht träumen ließ. Glücklicher und zufriedener ist man dadurch aber nicht geworden. Man rechnet nicht mit dem, was man hat, sondern mit dem, was man nicht

hat; man vergißt auch, daß „Würde Würde“ und oft recht drückende Bürde mit sich bringt. Die Dienenden im Hause, um auf diese speziell zurückzukommen, vergessen, daß nicht bloß das, was mit der Hand geschafft wird, Arbeit ist. Erst wenn einmal bei Krankheitsfällen oder anderen Gelegenheiten die ganze Verantwortung auf ihre Schultern fällt — und würde ihnen auch alle nötige Arbeitshilfe gestellt — merken sie, daß es viel mühsamere und aufreibendere Arbeit ist, durch Wort, Aufsicht und Vor-sorge ein ganzes Räderwerk in ungestörtem Gang zu erhalten, als so zu sagen die Stelle eines einzelnen Rädchens auszufüllen, wenn auch dieses nicht weniger nötig ist zum steten, geregelten Gang der Maschine als das wachende Auge des Herrn. Nach einem solchen Fall pflegt der Dienende gern wieder in die einfachere Stellung zurückzutreten. Er hat aber dann das scheinbar bequeme Leben der Herrschaft, die nicht so mit den Händen zufassen muß, würdigen lernen und weiß es nun zu schätzen, daß er nach getaner Arbeit sich sorglos zur Ruhe legen kann und alles Sorgen der Herrschaft überlassen.

Wenn so die Dienenden immer geneigt sind, ihre Arbeit möglichst hoch einzuschätzen und glauben, mehr für ihre Leistungen verlangen zu dürfen, so ist das selbe, wenn auch in anderer Art, oft auf Seiten der Herrschaft der Fall.

Außer dem hohen Lohn muß jetzt Invalidentgeld, Krankentasse und dergl. gezahlt werden. Die Dienenden fühlen dafür keinen Dank. Sie haben für den Augenblick keinen Vorteil davon, und wer meinte wohl, wenn er jung und kräftig ist, Krankenhaus und Invalidentgeld nötig zu haben! Wenn daher auf der einen Seite der Dank des Empfängens fehlt, fehlt auf der anderen die Freundlichkeit des Gebens, und was noch schlimmer ist — die Herrschaft meint, mehr wie genug für ihre Leute getan zu haben, wenn noch beim Weihnachtsfest ein gutes Geschenk zum Lohne kommt. Kurz, man tut auch nicht beim Dienstverhältnis, was heutzutage überhaupt die Haupttendenz ist: man rechnet und wägt gegenseitig genau ab, und jeder schlägt das, was von ihm verlangt wird, höher an, als das, was er vom andern verlangt — und dabei verrechnen sich meist beide Teile. Der Eine verkauft seine Arbeitskraft so teuer als möglich; der andere möchtle sie für einen möglichst niedrigen Preis kaufen, und strebt die Rechnung zu beiderseitigem Vorteil nicht im richtigen Verhältnis, so sieht man zu, wo man etwas Besseres findet.

Wäre es nicht zu wünschen, daß das Hauptband zwischen Herrschaft und Dienerschaft nicht mehr die klingende Münze wäre, sondern wenn die ersteren auch mehr mit liebevoller Fürsorge ihren Dienenden nahe treten würden, und wenn diese sich unter solchem Schutz wohl fühlten und ihn suchten? Dies allerdings gehört dazu, und wir finden den Wunsch der Dienenden, Schutz und Fürsorge zu erfahren seltener als den Willen der Herrschaft, sich ihrer Leute freundlich anzunehmen. Das ist unläugbar. Darum ruft uns auch der Dichter zu: „Treue dienen dem sei doppelt freundlich!“ Viele Dienende haben das Elternhaus verlassen, um im Dienst freier dazustehen. Unabhängigkeit ist heut die Parole der Dienenden. Unabhängigkeit ist aber zugleich ein Loslösen, und dies zeretzende Element des Schlosslörens von jeder einengenden Fessel ist das Zeichen unserer Zeit, nicht ihrer Stärke, wie man meint, sondern ihrer Schwäche. Treue war eine Haupttugend unserer Vorfahren. Wissen wir noch etwas von dieser Treue? Gehört sie nicht vielmehr zu den Ausnahmen?

Alteutsche Kunst, alteutsche Möbel, alteutsche Tracht, das alles wird in unserer Zeit wieder an's Tageslicht gezogen und gepflegt — wie wär's, wenn man auch alteutsche Treue wieder hervorbrachte und damit unsere oft mit fahem, äußerem Glanz überdeckten Verhältnisse neu aufreichte?!

Maria Knapp.

Wochen-Rundschau.

Generaldirektor v. Balz zurückgetreten.

Geh. Rat v. Balz, Präsident der Generaldirektion der württembergischen Staatseisenbahnen hat vor einigen Tagen sein Entlassungsgesuch eingereicht, und es ist unversichtlich angenommen worden. Der Staatsanzeiger vom Mittwoch meldet bereits die Enthebung des Herrn v. Balz von seinen Stellen. Das Ausscheiden des Geh. Rats v. Balz ist zweifellos von erheblicher Bedeutung für das württembergische Eisenbahnwesen und die schwebenden verkehrspolitischen Fragen. Erzengel v. Balz war wegen seiner hervorragenden Fähigkeiten und seiner langjährigen Erfahrungen in Verkehrsangelegenheiten eine Autorität. Wenngleich Geh. Rat von Balz und Ministerpräsident v. Weisäcker in der Auffassung von der Notwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses der deutschen Eisenbahnverwaltungen übereinstimmten, so sind sie doch, so viel man weiß, über die Mittel und Wege nicht durchweg eines Sinnes gewesen. Um das württembergische Verkehrsleben hat er sich große und dauernde Verdienste erworben. Weitblick und schöpferische Initiative waren ihm in hohem Maße eigen. Dem Personal ließ er weitgehende Fürsorge und Wohlwollen zu teil werden; allerdings stellte er auch große Anforderungen. Der württembergischen Abgeordnetenkammer gehörte er seit 1895 als Vertreter seines Heimatbezirks Brackenheim an, und war Mitglied der nationalliberalen Partei. Seine Stellung brachte es mit sich, daß er gelegentlich in ein und derselben Sitzung als Volksvertreter und als Regierungsvertreter tätig sein mußte. Als es sich im vorigen Jahre im neugewählten Landtage um die Präsidentenfrage handelte, schlug das Zentrum, um die Wiederwahl des Demokraten Payer zu hintertreiben, ihn vor, doch lehnte er im Einverständnis mit der nationalliberalen Fraktion ab. Balz ist am 28. März 1848 in Klein-Gartach, Oberamt Brackenheim, geboren, studierte in Tübingen und Heidelberg die Rechte und arbeitete von 1871 an bei verschiedenen Amtsgerichten. 1879 kam er als Finanzassessor in die Eisenbahnverwaltung, und 1881 wurde er ins Ministerium berufen, wo er zuerst Finanzrat und dann 1886 Ministerialrat wurde. 1890 wurde er Leiter der Betriebsabteilung der Generaldirektion und 1891 Leiter der Generaldirektion. 1899 erfolgte seine Ernennung zum Staatsrat und Geheimen Rat, und außerdem erhielt er im Nebenamt die Stellung eines Unterstaatssekretärs, die es sonst in Württemberg nicht gibt. Bis zur Ernennung seines Nachfolgers wird die Leitung der Generaldirektion Präsident v. Fuchs, Vorstand der Bauabteilung, übernehmen.

Die „Dreikönigsparade“.

Die württembergische Volkspartei hat ihre Landesversammlung wie alljährlich am Dreikönigstage in Stuttgart abgehalten (bisher der Name Dreikönigsparade). Mit ihr verbunden war eine wirkungsvolle Gedächtnisfeier für den unlängst verstorbenen Friedrich Haubmann. Die Gedächtnisrede hielt Rechtsanwalt Schieller-Stuttgart. Im Mittelpunkt der Erörterungen auf der Landesversammlung stand diesmal die Reichspolitik und nicht die Landespolitik. Herr v. Payer hielt über die Reichspolitik eine große Rede, in der er, wie früher schon, für das Festhalten am Block eintrat, schon deshalb, weil bisher kein Mensch eine geschicktere Politik habe anraten können. Man dürfe froh sein, daß die ausschlaggebende Stellung des Zentrums, die lähmend gewirkt habe, gebrochen sei. Bringe denn das Programm des Reichstages gar nichts? Der Entwurf des Vereins- und Versammlungsgesetzes müsse allerdings verbessert werden. Was die Reichsfinanzreform anbelange, so sei die Frage: direkte oder indirekte Steuern ein Spiel mit Worten. Vor allem komme es darauf an, daß die Lasten auf die leistungsfähigen Schultern gelegt werden. Wo ein Wille, da sei auch ein Weg. Die Finanzminister und das Reichsschatzamt dürften sich freilich nicht auf die kurze Erklärung beschränken, direkte Steuern müßten den Einzelstaaten vorbehalten bleiben. Es gehe auch nicht an, Steuerprojekten nachzugehen, die längst abgetan seien, wie das Spiritusmonopol. Wie es mit dem Block weiter werde, könne er nicht sagen. Die preussische Wahlrechtsfrage werde ein Pfeil sein. Sehr bewährt habe sich die Gemeinschaft der Fraktionen der Linken. Die Versammlung nahm eine Entschließung an, die die Haltung der demokratischen Reichstagsfraktion billigt. Landtagsabgeordneter Dr. Elsch sprach dann über Vereinsrecht und Koalitionsfreiheit und zwar, was den dem Reichstage vorliegenden Entwurf anbelangt, recht kritisch. Den Landtagsbericht erstattete Landtagsabgeordneter Staudenmeyer-Calw. Zentrum und Bauernbund hätten sich in allen wichtigeren Fragen zusammengeschlossen. Die Deutsche Partei habe im Landtag ihre liberale Seite deutlich hervorgekehrt, weshalb ein Zusammengehen mit ihr häufiger möglich gewesen sei. Bei der Sozialdemokratie zeige sich das erhöhte Verantwortlichkeitsgefühl in der Beteiligung an positiver Arbeit.

Die Gemeinderatswahl in Stuttgart.

Die Gemeindegewählten in Württemberg haben, da sie zum erstenmale unter der neuen Gemeindeordnung stattfanden, und zwar in den mittleren und größeren Städten nach dem Verhältniswahlsystem, lebhaftes Interesse gefunden. Das gilt besonders für die Hauptstadt Stuttgart, da hier, in den größeren Verhältnissen, die parteipolitischen Momente am schärfsten zum Ausdruck kamen. Schon gingen Volkspartei und Sozialdemokratie einerseits und Deutsche Partei, Kon-

servative und Zentrum andererseits zusammen, und das Ergebnis dieser Gruppierung war, daß auf dem Rathaus eine weit überwiegende demokratisch-sozialdemokratische Mehrheit entstand, in der die Volkspartei die führende Stellung hatte. Damit wird es nun in absehbarer Zeit vorbei sein. Die Volkspartei, die mit der Deutschen Partei in eine Listenverbindung eingegangen war, hat bei der jetzigen Wahl nur ein Gemeinderatsmandat erhalten und somit, da unter den ausscheidenden Gemeinderäten 6 Volksparteiler waren, 5 Sitze verloren. Die Deutsche Partei erhielt 3 Sitze, die für sie Gewinn sind. Der Sozialdemokratie fielen 4 zu, was für sie ein Mandat Gewinn bedeutet. Die Konserveativen, die ihre Liste mit dem Zentrum verbunden hatten, erhielten einen Sitz (der zugleich Gewinn ist); das Zentrum ging leer aus und bleibt auf dem Rathaus nach wie vor unvertreten. Der Stuttgarter Gemeinderat ist jetzt wie folgt zusammengesetzt: Volkspartei 10 (bisher 15), Sozialdemokratie 10 (9), Deutsche Partei 6 (3), Konserveative 2 (1).

Nach dem Harden-Prozess.

Das Urteil im Prozess Harden, das den angeklagten Herausgeber der Zukunft zu vier Monaten Gefängnis und zur Tragung sämtlicher Kosten verurteilt, hat natürlich eine Flut von Erörterungen hervorgerufen, im Inlande wie im Auslande. Eine „gute Presse“ hat Harden nicht gefunden; im Gegenteil: ganze Berge von Steinen werden auf ihn geworfen. Man geht soweit, ihn für politisch tot zu erklären. Seinen Beweggründen wird vielfach noch einmal die Lauterkeit abgesprochen, und man stützt sich dabei auf die Urteilsbegründung des Gerichtshofs, wenngleich dieser nicht soweit gegangen ist, unlautere Motive für vorliegend zu erachten, sondern sich auf die Vermutung beschränkt, daß „Sensationslust mit im Spiele war“. Das Gericht geht in dieser Beziehung immerhin weiter, als der Staatsanwalt, der dem Angeklagten die Versicherung, daß er mit seinem Vorgehen dem Vaterlande einen Dienst zu leisten beabsichtige, glauben zu wollen erklärte. Ferner wirft das Gericht in seinem Urteil Harden Leichtfertigkeit vor, wie sie kein ernsthafter politischer Schriftsteller sich zu Schulden kommen lassen dürfte. Der größte Teil der Presse macht sich das zu eigen und geht, wie gesagt, noch darüber hinaus, geleitet vielfach von einem starken Gefühl der Abneigung, des Hasses gegen Harden. Es gibt aber doch auch Organe, die sich ihr Gerechtigkeitsgefühl und ihre Sachlichkeit soweit gewahrt haben, in das große Verdammungsurteil nicht mit einzustimmen. Leichtfertigkeit kann man ihm, wenn man gerecht sein will, nicht vorwerfen und unlautere Beweggründe auch nicht, wenigstens nicht mit genügenden Anhaltspunkten dafür. Damit soll nicht gelagt sein, daß er nicht gefehlt hätte. Er hat sicherlich gefehlt, weniger durch die Artikel in der Zukunft selbst, als vor dem Schöffengerichte, wo er sich samt seinem Verteidiger Bernstein durch Zeugenaussagen wie jene der Frau v. Elbe, der geschiedenen Gattin des Grafen Moltke, verkleinert ließ. Dinge zu behaupten, die er vor der Strafkammer nicht beweisen konnte und nicht einmal mehr zu beweisen versuchte. Für seine Verflechtung muß er nun büßen, hart büßen. Denn für einen geistigen Arbeiter hat eine viermonatige Gefängnisstrafe viel zu bedeuten und sie hat namentlich viel zu bedeuten für einen Mann in so schlechten Gesundheitsverhältnissen wie Harden. Ist nun die Sache abgetan? Nein. Harden hat gegen das Urteil Revision zum Reichsgericht anmelden lassen, die sich insbesondere auch auf den Umstand stützt, daß die Staatsanwaltschaft nach dem Urteil des Schöffengerichts die Sache in die Hand genommen und das erste Urteil damit einfach ausgedilcht hat. Ueber die rechtliche Zulässigkeit dieses Eingreifens gehen die Ansichten auch unter den juristischen Autoritäten stark auseinander. Aber auch wenn die Revision keinen Erfolg haben sollte, wird die Sache noch nicht abgetan sein. Aus dem Kreise Hardens vernimmt man, daß es nun erst recht losgehen werde, denn Harden besitze noch ein ungeheures Material, das er infolge seiner Krankheit nicht genügend habe sichten und nachprüfen können, um davon vor der Strafkammer Gebrauch zu machen. Nun ist man freilich berechtigt, die Ankündigung der großen „Drümpfe“ skeptisch anzunehmen. Immerhin mag es wohl sein, daß wenn auch vielleicht nicht in Bezug auf die Homosexualität, so doch in Bezug auf die politische Seite der Sache noch ein Treffen geliefert werden wird. Fürst Bülow-Eulenburg hat gegen Harden wie gegen Justizrat Bernstein Strafentwurf gestellt, und wenn auch der Fall Moltke erledigt ist, besteht, daß Graf Moltke durchaus rehabilitiert ist, und mit blankem Wappenschild dasteht — der Fall Eulenburg ist noch nicht erledigt. Fürst Eulenburg hat unter dem Zeugeneid jegliche Verflechtung auf fernem Gebiet in Abrede gestellt, und man hat kein Recht das anzuzweifeln. Auch die ihm vorgeworfenen politischen Einwirkungen hat er bestritten; allein das ist ein Gebiet, auf dem selbst ein Eid nicht alles reiflos läßt. Es bleiben verschiedene Fragen offen. Warum hat beispielsweise Fürst Eulenburg, den die Sache hauptsächlich anging, seinerzeit nicht gegen Harden geklagt, sondern der harmlose Graf Moltke und auch dieser erst, als der Kaiser eingegriffen hatte? Geklärt ist auch der Umstand noch nicht, daß Graf Moltke seinen Freund Eulenburg durch eifrige Berichterstattung über die Vorgänge und Stimmungen in der Umgebung des Kaisers auf dem Laufenden hielt. Die fittliche Atmosphäre in der Nähe des Kaisers ist, gottlob, durch die letzte Gerichtsverhandlung von der trüben Beleuchtung befreit worden; aber die politische Atmosphäre ist keineswegs als einwandfrei nachgewiesen, und man hat gar keine Veranlassung, die Auffassung von der Rolle des Fürsten Eulenburg einer Revision zu unterziehen.

Ende der Parlamentarierferien.

Die parlamentarischen Weihnachtsferien sind zu Ende. Am Donnerstag haben der Reichstag und auch das preuss. Abgeordnetenhaus ihre Tätigkeit wieder aufgenommen und beide Parlamente werden nun bis zu den Osterferien, also etwa 3 Monate, nebeneinander tagen. Es ist ein ungemein wichtiger Tagungsabschnitt, der namentlich den Block vor die Aufgabe stellt, sich an der Lösung praktischer Fragen zu bewähren. Vor Weihnachten hat man nur geredet, — und dabei wäre es sogar beinahe schief gegangen — jetzt muß gehandelt werden. Vereinsgesetz und Pöfengesetz bieten noch allerhand Klippen, was freilich vor allem von der Reichsfinanzreform gilt. Es sind indessen sehr ernsthafte Bemühungen im Gange, einen Weg zu finden. Für die Blockpolitik von Bedeutung ist die Wahlrechtsinterpellation im preuss. Abgeordnetenhaus, die schon bald zur Verhandlung kommen und der Regierung Gelegenheit geben wird, endlich einmal zu sagen, wie sie sich die Reform des preuss. Wahlrechts denkt.

Das französische Vorgehen in Marokko.

Der neue Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Casablanca (Marokko), General d'Amade ist dieser Tage an Ort und Stelle eingetroffen. Sein Vorgänger, General Trube, hat ihm einen bösen Posten gespielt, indem er die Kasbah der Medina besetzen ließ, bevor General d'Amade in Casablanca war. Der Zug nach der Kasbah war als so schwierig hingestellt worden, daß der durch Sumpffieber geschwächte General Trube der Aufgabe nicht gewachsen sei. Darum wurde General d'Amade entsandt und 3000 Mann Verstärkungen noch dazu. Aber General Trube, der angeblich selbst um seine Enthebung nachgesucht hatte, rächte sich für seine Absetzung durch die vorzeitige Einnahme der Kasbah, die übrigens fast ohne einen Schuß Pulver vor sich ging. In Paris ist man begreiflicher Weise erobert auf Trube, der die französischen Erklärungen in ein so eigentümliches Licht setzte. Der französische Minister des Auswärtigen hat sich in dieser Woche nach Madrid begeben, angeblich zu einem Höflichkeitsbesuch, in Wirklichkeit aber zu Verhandlungen über die marokkanischen Angelegenheiten.

Neueste Nachrichten.

1. Althengstett O.-A. Calw, 10. Jan. Gestern wurden unter dem Vorh. von Regierungsrat Böcker von Calw, hier, in Gedingen u. Ochelsheim Versammlungen abgehalten, wobei Bauinspektor Schaal und Ingenieur Wahlström aus Stuttgart über das an der Nagold zu erstellende Elektrizitätswerk mit dem Erfolg sprachen, daß sich sämtliche 3 Gemeinden dem Gemeindeverband anschlossen.

* In Javelstein wurde der einzige Bewohner des Armenhauses abseits der Straße erfrorzen aufgefunden.

* Kalen, 9. Januar. Als Stadtbaumeister für das Tiefbauamt wurde in der gestrigen Gemeinderatssitzung Bauwerkmeister Hermann Schimpf, zur Zeit wohnhaft in Altensteig, gewählt.

! Gmünd, 10. Jan. Ein schlimmes Abenteuer passierte kürzlich dem Schultheißen Stiegly von Gschach, der auf der Straße vom Bahnhof Untergödingen nach Gschach zur Nachtzeit von zwei Unbekannten überfallen und überhandreichlich geprügelt wurde. Die Täter schienen dem Schultheißen aufgelauret zu haben; sie riefen ihm beim Näherkommen zu: „So kommst Schultes, auf Dich warten wir grad.“ Nach dem Ueberfall entflohen die Täter, die bis jetzt noch nicht festgestellt werden konnten. Die Verlegungen, die der Ueberfallene davongetragen hat, sind ziemlich schwer.

Die Wahlrechtsfrage im preussischen Landtag.

Berlin, 10. Jan. Im Abgeordnetenhaus erklärte heute

Fürst Bülow zur Wahlrechtsvorlage:

Die R. Staatsregierung hat sich schon bisher bemüht, die Vorschriften des preussischen Wahlrechts in den Punkten zu verbessern, in denen das Bedürfnis dazu besonders dringend hervortrat. Sie erkennt an, daß das geltende Wahlgesetz auch jetzt noch Mängel aufweist und hat seit längerer Zeit in eingehenden Arbeiten ertragen, wie auch diesen Mängeln abgeholfen werden kann. Ob dies im Rahmen des bestehenden Wahlrechts, oder nur durch seine grundsätzliche Aenderung möglich sein wird, läßt sich noch nicht erkennen. Wie indessen schon jetzt erklärt werden muß, sieht es für die Kgl. Staatsregierung nach wie vor fest, daß die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen dem Staatswohnlinteressen entspricht (Verböhrte Zustimmung rechts.) Auch kann die Kgl. Staatsregierung die Erziehung der öffentlichen Stimmabgabe durch eine geheime Stimmabgabe nicht in Aussicht stellen. Erneuter Beifall rechts.) Jede gesunde Reform des preussischen Wahlgesetzes wird dem Einfluß der breiten Schichten des Mittelstandes auf das Wahlergebnis aufrecht erhalten und sichern, sowie auf eine gerechte Abstufung des Gewichtes der Wahlstimme bedacht nehmen müssen. Deshalb wird geprüft, ob dieses Ziel erreicht werden kann lediglich unter Zugrundelegung von Steuerleistungen, oder ob und in wie weit das Stimmrecht auch nach anderen Merkmalen: Alter, Besitz, Bildung und dergl. zweckmäßig abgestuft wird. (Beifall rechts.)



Sobald die R. Staatsregierung für ihre Entschlüsse eine feste Unterlage gewonnen haben wird, was indessen für die laufende Tagung nicht mehr in Aussicht gestellt werden kann, wird sie mit einer entsprechenden Vorlage an den Landtag herantreten. (Zehnter Beifall rechts. — Fischen links.)

Rundgebungen vor dem preuß. Abgeordnetenhaus.

Berlin, 10. Jan. Gegen Mittag war eine Menge vor dem Abgeordnetenhaus gesammelt, die auf mehrere Tausend angewachsen war. Bei der Anfuhr Bülow's ertönten unter Hülfschwenken Hochrufe auf ihn, andererseits wurden Rufe laut: Wir wollen das allgemeine Wahlrecht. Da die Ansammlung fortbauerte und verschiedene Demonstrationen unter ironischen Hochrufen auf den Reichskanzler Unfug zu verüben begannen, nahm die Polizei gegen halb 1 Uhr die vollständige Räumung der Kampe vor dem Abgeordnetenhaus, sowie der ganzen Prinz Albrechtstraße vor. Die Demonstranten zogen unter Pfeifen, Johlen und Absingen der Marschlied nach den Nebenstraßen. Sistierungen wurden nicht vorgenommen.

Welche Verjährungsfrist gilt für die Zusage, eine Kaufpreisschuld bei Besserung der Vermögenslage zu zahlen?

(Nachdruck verboten.)

Bekanntlich verjähren die Ansprüche der Kaufleute für Lieferung von Waren nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch bereits in zwei Jahren oder, wenn die Lieferung für den Gewerbebetrieb des Schuldners erfolgt, in vier Jahren. Diese kurze Verjährungsfrist ist hier, wie überhaupt bei den Geschäften des täglichen Lebens abweichend von der gewöhnlichen dreißigjährigen Verjährungsfrist eingeführt, weil die Forderungen aus solchen Geschäften regelmäßig sofort oder binnen kurzer Zeit beglichen zu werden pflegen. Auch handelt es sich dabei meistens um nicht so hohe Beträge; und es liegt daher in der Regel im Interesse beider Parteien, sowie des Rechtsverkehrs überhaupt, daß derartige Forderungen nicht noch nach Jahrzehnten zum Gegenstand von Rechtsstreitigkeiten gemacht werden können.

Im Einzelfalle kann es nun aber das Interesse der Parteien oder doch des Gläubigers erheischen, daß beispielsweise eine größere Kaufpreissforderung nicht der kurzen Verjährungsfrist unterliegt. Es ist jedoch nach R. O. B. zwar wohl zulässig, daß die Parteien eine längere als die im Gesetz vorgeschriebene Verjährungsfrist vereinbaren, dagegen bestimmt § 225, daß die Verjährung durch Rechtsgeschäft weder ausgeschlossen noch erschwert, also auch nicht verlängert werden kann. Trotzdem gibt es Mittel, eine solche Verlängerung herbeizuführen, die das Gesetz selbst an die Hand gibt und deren Anwendung man daher nicht als ein „agers in fraudem legis“, eine Umgehung des Gesetzes, bezeichnen kann.

Einmal kann der Gläubiger dem Schuldner Stundung bewilligen. Dann ist die Verjährung bis zum Ablauf der Stundungsfrist gehemmt, d. h. die Zeit, für welche die Stundung gewährt ist, wird in die Verjährungszeit nicht einberechnet. Dies hat jedoch naturgemäß für den Gläubiger einen großen Nachteil, da der Schuldner seinerseits, solange ihm Stundung bewilligt ist, die Leistung verweigern kann.

Ein zweites, bequemes Mittel, die Verjährungsfrist zu verlängern, bietet § 607 Abs. 2 des B. G. B. Danach kann derjenige, welcher Geld oder andere vertretbare Sachen aus irgend einem Grunde z. B. aus Kauf schuldet, mit dem Gläubiger vereinbaren, daß er das Geld (oder die Sachen) als Darlehen schulden wolle. Durch eine solche Vereinbarung würde dann die ursprüngliche Kaufpreissforderung erst in 30 Jahren verjähren, da für Darlehensforderungen eine besondere, kurze Verjährungsfrist nicht vorgeschrieben ist. Allerdings wäre in diesem Falle andererseits zur Geltendmachung der Forderung durch den Gläubiger erforderlich, daß letzterer die für das Darlehen vorgeschriebene Kündigungszeit innehält. Diese beträgt bei Forderungen bis 300 M. einen Monat, über 300 M. drei Monate.

Weiterhin kann die Verjährung verlängert werden durch Abschluß eines sogen. abstrakten Schuldversprechens- oder Schuldanerkenntnisvertrages. Dieser Vertrag kommt dadurch zustande, daß der Schuldner schriftlich erklärt, dem Gläubiger gegenüber zu einer Leistung verpflichtet zu sein, und daß der Gläubiger diese Erklärung annimmt. Wenn also z. B. der A dem B 1000 M. aus einem Kaufvertrag schuldet, so können sich beide dahin einigen, daß A dem B eine Urkunde (Schuldchein) ausstellt, des Inhalts: „Ich erkenne an, dem B 1000 Mark schuldig zu sein“, und B sich damit einverstanden erklärt; dann kann nunmehr B auf Grund dieses

Vertrages ohne weiteres Klagen und die Forderung verjährt erst in 30 Jahren. Da jedoch dieses für den Gläubiger allerdings äußerst vorteilhafte Verfahren für den Schuldner nicht unbedenklich ist, so wird letzterer im allgemeinen wenig geneigt sein, einen derartigen Vertrag zu schließen.

Während die beiden letzten der hier angegebenen Mittel eine Verlängerung der Verjährungszeit auf 30 Jahre herbeizuführen, könnte es zweifelhaft erscheinen, ob dieser Erfolg auch auf folgende Weise zu erreichen wäre: Der zahlungsunfähige Schuldner leistet dem Gläubiger einen geringen Teil seiner Kaufpreisschuld und trifft mit ihm ein Abkommen dahin, daß er den Rest zahlen werde, wenn sich seine Vermögensverhältnisse gebessert hätten. Dieser Fall ist längst praktisch geworden. Der Gläubiger klagt, nachdem der Schuldner sich wieder in guter Vermögenslage befand, seine Restforderung ein. Das Landgericht wie das Berufungsgericht gaben der Klage statt. In der Revision machte der Beklagte geltend, die Forderung sei verjährt; denn das Abkommen könne nicht als ein Vertrag angesehen werden, der die Natur der bisherigen Kaufpreissforderung geändert habe. Die Vertragsschließenden hätten nicht an Stelle des alten Rechtsverhältnisses ein neues setzen wollen. Daraufhin hob das Reichsgericht das Berufungsurteil auf und verwies die Sache zurück, in dem es in seiner Entscheidung ausführte:

Es komme für die Beantwortung der Frage, ob die Forderung des Klägers infolge des abgeschlossenen Vergleichs der 30jährigen oder der kürzeren für die Kaufpreissforderung vorgeschriebenen Verjährung unterliege, darauf an, ob die Auslegung des Vergleichs ergebe, daß eine Novation



Das deutsche Konsulat in Casablanca.

stattgefunden habe, d. h. daß an Stelle des alten Schuldverhältnisses ein neues getreten sei, wie dieses der Fall ist bei der oben erwähnten Umänderung der Kaufpreissforderung in eine Darlehensforderung und bei dem Abschluß eines abstrakten Schuldversprechens, von dem gleichfalls oben die Rede war. Nur im Falle der Novation könne die 30jährige Verjährungsfrist Platz greifen. Dieser Fall könne aber nicht als vorliegend erachtet werden. Aus dem Sachverhalt ergebe sich, daß durch die Vereinbarung nur eine Stundung der Restforderung bis zum Eintritt günstigerer Vermögensverhältnisse beim Schuldner gewollt sei. Dagegen hätten die Parteien den betreffenden Anspruch nicht auf eine neue rechtliche Grundlage stellen wollen. Die Vorinstanz müsse daher prüfen, wann die Besserung der Vermögensverhältnisse des Beklagten eingetreten sei und in welchem Zeitpunkte der Kläger hiervon Kunde erhalten habe. Denn danach sei, wegen der bis zu diesem Zeitpunkte vorliegenden Hemmung der Verjährung, (vergl. oben) abzumessen, ob zur Zeit der Klageanstellung die in Betracht kommende kurze Verjährungsfrist abgelaufen sei oder nicht.

N-1 Referendar.

In unseren Bildern.

Die fremde Diplomatie in Berlin.

Der Januar ist der Monat der offiziellen Hoffestlichkeiten in Berlin. Das diplomatische Korps bildet einen nicht geringen Teil der an diesen Festen Teilnehmenden. Wir bringen heute unseren Lesern eine Zusammenstellung der Porträts der Vertreter auswärtiger Mächte am Berliner Kaiserhofe. Da sind zunächst die Vertreter der Großmächte, die durch Botschafter beim Deutschen Reiche repräsentiert werden. Es sind dies Frankreich, vertreten durch Mr. Jules Cambon, England durch Sir Fr. Paolucci, Rußland durch Graf von Osten-Sacken, Oesterreich-Ungarn durch Erzherzog von Söggen-Marich, die Vereinigten Staaten durch Mr. Charles Magee, Italien durch Chev. Panfa. Von den Gesandten der übrigen Staaten befinden sich unter unseren Bildern: Dr. Rangabe, griechischer Gesandter, Sun-Pao-ki, Gesandter von China, Senor Bernabe, spanischer, Viconte Vindella, portugiesischer, Graf Laube, schwedischer, von Degermann-Lindencrone, dänischer, Dr. Costa Motta, brasilianischer, Baron Greindl, belgischer, Dr. de Claparède, schweizerischer, von Vitten, norwegischer, Dr. Beldiman, rumänischer, Tewfik Pascha, türkischer und Mahmud Khan, persischer Gesandter.

Das Mordhaus in Allenstein.

Eine düstere Komantik umgibt das Haus, wo sich in Allenstein jene furchtbare Offiziersstragödie abspielte, die jetzt allgemein das Interesse gefangen hält. Besonders sind es die rätselhaften psychologischen Vorgänge, die das allgemeine Mitgefühl erregen. Aber es ist nicht Mitleid mit dem Täter, der sich, von einer hysterischen Frau, die er liebte, aufgestachelt, zum Morde hinreißen ließ, sondern Grauen und Abscheu davor, daß zwei Menschen, von unseliger Leidenschaft entflammt, sich dazu hinreißen ließen, einen Unschuldigen meuchlings zu ermorden.

Neues deutsches Konsulat in Casablanca.

Casablanca ist derjenige Ort Marokkos, der die größte deutsche Kolonie besitzt. Außerdem ist die Stadt nächst Tanger der wichtigste marokkanische Handelsplatz. Als solcher ist Casablanca deutscherseits dadurch gekennzeichnet worden, daß man dorthin das einzige deutsche Berufskonsulat Marokkos verlegte. Das seit nunmehr 4 Jahre im Bau befindliche neue deutsche Konsulatsgebäude in Casablanca wäre längst vollendet worden, wenn nicht die Kosten dafür aus den Zolleinkünften bestritten werden müßten. Diese aber sind durch die Wirren in Marokko ins Stocken geraten, und auch noch heute ist es dem deutschen Konsul Lüderich in Casablanca nicht möglich, in das Konsulatsgebäude einzuziehen, da dieses sich in einem Zustande dauernder Unfertigkeit befindet.

Arbeiten

Es liegt ein dauernder Adel und selbst etwas Heiliges in der Arbeit. Wäre der Mensch auch noch so wenig seines hohen Berufes eingedenk, so berechtigt er doch immer noch zu Hoffnungen, solange er wirklich und ernstlich arbeitet — nur im Müßiggange liegt ewige Verzweiflung. Arbeit steht, sei sie auch noch so niedrig und mammonistisch, stets im Zusammenhang mit der Natur. Schon der Wunsch, Arbeit zu verrichten, leitet immer mehr und mehr zur Wahrheit und zu den Gesetzen und Vorschriften der Natur, welche Wahrheit sind.

Das letzte Evangelium in dieser Welt ist:

Kenne Deine Arbeit und tue sie. „Kenne Dich selbst“, — lange genug hat dieses Dein armes „Selbst“ Dich gequält, u. Du wirst, wie ich glaube, es niemals kennen lernen. Halte es nicht für Deine Aufgabe, Dich kennen zu lernen, denn Du bist ein Individuum, welches Du niemals kennen lernen wirst. Wisse vielmehr, woran Du arbeiten kannst, und arbeite daran wie ein Hercules! Das ist jedenfalls ein besseres System.

Gedanken am Wege.

Leute, die physisch träge sind, die nicht arbeiten wollen, erregen gewöhnlich die Verachtung ihrer Mitmenschen.

Trägheit.

Aber die Grundlage der physischen Trägheit ist geistige Trägheit. Lord Chesterfield sagt in seinem Brief an seinen Sohn:

„Ich habe viele Leute gekannt, die infolge geistiger Trägheit sowohl Vergnügungen, wie auch Geschäft mit gleicher Unaufmerksamkeit folgen, indem sie weder an dem einen Freude haben, noch das andere ausführen.“ Es gibt eine große Anzahl geistig träger Leute. Weder Beschämung, noch der Wunsch nach Wissenschaft kann sie aus diesem Gleis herausbringen. Sie lieben ihre Trägheit und alle Unwissenheit und Torheit, welche sie mit sich bringt, weil es so ziemlich alles ist, was sie haben. Sie lieben nur sich selbst. A. B.

Herr! schicke was du willst,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.
Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Witte.

Durch Kampf zum Sieg.

Roman von G. Struder.

Nachdruck verboten.

Ein eigenartiges Gefühl bemächtigte sich Alfreds, als er sich so allein mit der Indianerin sah, welche mit gemessenen Schritten ihm voranging. Wohin mochte die Naman ihn führen wollen, und welche Absichten mochte sie wohl mit ihm haben? Das war der Gedanke, welcher ihn fast ausschließlich beschäftigte.

Pflichtlich bog sie zwischen den Gebäuden nach rechts ab, und gleich darauf befand sich Alfred mit ihr in einer dicht belaubten Allee. Hier herrschte eine noch tiefere Stille, als auf dem Hof, und eine weiche, wüßige Luft erfüllte den überall vom üppigsten Grün umschlossenen Raum, der wie geschaffen schien zu traulichem Beisammensein mit einem geliebten Wesen.

Etwas wie Angst erfaßte den jungen Mann, als er daran dachte, daß dergleichen Absichten die Naman hierhin geführt haben könnten, und um wenigstens die Ausführung derselben so weit wie möglich hinauszuschieben, beschloß er, das Gespräch auf ein recht fernliegendes Thema hinzulenken. Zu diesem Zwecke sagte er: „Ich habe Ihnen noch meinen tiefgefühlten Dank für Ihre rechtzeitige Hilfe auszusprechen, Fräulein. Sie haben mir in der Tat das Leben gerettet, denn ich bin jetzt überzeugt, daß ich mich gegen die Schar der bewaffneten Gauchos unmöglich hätte verteidigen können.“

„Danken Sie mir nicht, Don Alfredo,“ versetzte seine Begleiterin sehr ernst, indem sie mit beiden Händen das Haar in den Nacken zurückstrich, „der Dank gebührt dem Himmel, der mich zur rechten Zeit zu ihrer Hilfe herbeifandte. O, dieser Enrique ist ein feiger, elender Schurke, den ich verachte, wie keinen zweiten Menschen auf der Welt, aber je mehr ich meine Verachtung ihn fühlen lasse, desto flauischer benimmt er sich gegen mich. Nur ein Wort brauchte ich zu sagen, und er läge zu meinen Füßen, um mich, die arme von seinen weißen Brüdern verachtete Indianerin zu bitten, daß ich sein Weib werden sollte. Aber die Naman will keinen Mann, frei will sie sein, frei wie der Vogel in der Luft, oder es müßte einer kommen, der imstande wäre, auf ihr bis dahin noch nie in Wallung gebrachtes Herz einen Eindruck zu machen.“

Der lebensfrohe Ton, den sie allmählich angeschlagen, war zuletzt in ein träumerisches Flüstern übergegangen, als spräche sie zu sich selbst, plötzlich aber fuhr sie aus ihrem Selbstvergessen auf, und indem sie stehen blieb und ihrem Begleiter fest ins Gesicht blickte, sprach sie zu diesem: „Sagen Sie mir aufrichtig, Don Alfredo, wäre es Ihnen angenehm, wenn der Hausmeister von der Estanzia entfernt

würde? Ich habe gesehen, er haßt Sie tödlich, so daß ich wohl annehmen kann, daß schon früher Zwistigkeiten zwischen Ihnen und ihm stattgefunden haben. Sie sollen ruhig und sorglos bei uns leben können, und daher wird Enrique, wenn Sie es wünschen, die Estanzia für immer verlassen.“

„Ich fürchte den Mann nicht,“ entgegnete Alfred, der mit einiger Verwunderung den Worten seiner Begleiterin gelauscht hatte, „und außerdem möchte ich nicht haben, daß jemand durch mich um seine Stellung käme. Nach der kleinen Lektion, die er heute erhalten hat, wird er sich übrigens hüten, mir nochmals zu nahe zu treten. Doch erklären Sie mir, Fräulein, weshalb der Hausmeister eine so große Angst vor der Herrin empfindet? Könnte ihm denn wirklich etwas so außergewöhnliches passiren, wenn dieselbe von seinem Benehmen Kenntnis erhielte?“

„Weshalb nennen Sie mich Fräulein und nicht die Naman, wie alle anderen?“ fragte die Begleiterin ruhig. „Ich bin keine Herrin, sondern Dienerin, wenn auch meine Herrin mich dieses Verhältnis niemals empfinden läßt. Ich rede Sie mit Don Alfredo an, sagen Sie also auch in Zukunft nur Naman zu mir. Sie fragen, weshalb Enrique eine solche Furcht vor der Herrin empfindet? Nun, zunächst ist es die Angst, daß er entlassen werden könnte, und außer der Rücksicht auf sein hohes Gehalt hält auch ein anderes Gefühl, welches ich vorhin andeutete, denselben hier zurück. So kann ich mit der Sache noch ein Geheimnis verbunden, das ich vorläufig wenigstens nicht verraten darf. Daß dieses Geheimnis von der Herrin, wie sie ihm schon mehrere Male angedroht hat, enthüllt würde, dieser Gedanke löst ihm jenen mächtigen Schrecken ein.“

„Ich dachte schon, daß die Herrin ihn auf andere — schrecklichere Art bestrafen könne,“ bemerkte Alfred zögernd, worauf jedoch die Naman gelassen erwiderte: „Ja, ich weiß es, man redet meiner guten Herrin manches Böse nach, aber ich versichere Ihnen, es ist alles schändliche Verleumdung. Sie hat das beste Herz von der Welt und tut Gutes, wo sie kann, wenn sie auch zuweilen gegen ihre Untergebenen streng und energisch auftrat. Betrachten Sie doch ihr Antlitz, ob Sie auch nur einen böswilligen Zug in demselben finden! Ist sie nicht ihren Tugenden und Tugenden nach ein unschuldiges Kind, von dem man unmöglich annehmen kann, daß es etwas Böses zu tun imstande sei? Aber man muß bedenken, in welcher eigenartigen Stellung sie sich befindet. Denn nach dem Tode ihres Gemahls stand sie ganz allein auf der Welt und hatte den vielen Untergebenen und Knechten zu befehlen, und da war sie gezwungen, Strenge und Zurückhaltung walten zu lassen, wenn sie sich in Respekt setzen und alles vermeiden wollte, was ihrem Ruf hätte nachteilig werden können; Sie, Don Alfredo, werden sie noch einmal nach ihrem wahren Werte beurteilen, denn in ihren Augen liegt Edelmut und Gerechtigkeit, und Sie werden meine Herrin so lange ehren und achten, bis Sie, was niemals geschehen kann, eine Ursache zu einer gegenteiligen Ansicht finden werden.“

„Wie sollte ich,“ rief Alfredo lebhaft aus, „nicht die höchste Achtung und Ergebenheit für eine Dame empfinden, welche bis dahin mit Wohlthaten mich förmlich überschüttet hat! Ich fühle eine Art von Begeisterung in mir für die edle Herrin, und wer es wagen sollte, in meiner Gegenwart ihr auch nur im geringsten zu nahe zu treten, den würde ich zur Rechenschaft ziehen, als hätte er mir persönlich die schwerste Beleidigung zugesügt.“

„Ich wußte es, daß Sie nicht anders dächten,“ versetzte die Naman, wobei ihre Stimme einen eigentümlichen Klang annahm, „und ich werde von Ihrer Besinnung der Herrin Mitteilung machen.“

„Das dürfen Sie nicht,“ unterbrach Alfred hastig und verwirrt seine Begleiterin, doch ohne an seine Einwendung sich zu kehren, fuhr die Naman fort: „Ich muß ihr sagen, was ich gehört habe, weil meine Pflicht dies erfordert, da es meine Herrin erfreuen und beruhigen wird. Die Herrin hält große Stücke auf Sie, Don Alfredo, sie hat vom ersten Augenblick an, da Sie ihr vor die Augen kamen, ein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen gesetzt, und sie wird glücklich — sein, wenn sie die Gewißheit erhält, daß Sie sich in Ihnen nicht geirrt hat. Und nun begleiten Sie mich zu ihr, Herr.“

„Jetzt, in diesem Momente soll ich vor die Herrin treten, rief Alfred, indem er stehen blieb, aus. Eine helle Röte hat sich über sein Gesicht verbreitet, und ganz erschrocken starrte er die Naman an.

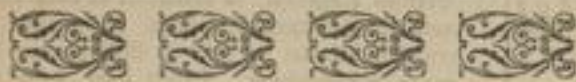
Ein eigentümlicher, beinahe wehmütiger Zug zeigte sich auf dem bronzefarbenen Antlitz seiner Begleiterin. „Ja, Sie müssen mir folgen,“ sagte sie dann, „die Herrin hat es befohlen. Sie werden freundlich von ihr empfangen werden, sodas Sie ganz außer Sorge wegen des Zusammenstehens mit ihr sein können. Nur einen Rat will ich Ihnen vorher geben. Don Alfredo, einen Rat, den ich Ihnen deshalb erteile, weil ich Ihnen aufrichtig wohl will: vergessen Sie niemals, daß Sie der Untergebene der Herrin sind, und daß sie immer, unter allen Umständen, die absolute Herrin ist und bleiben will. Und nun kommen Sie, Don Alfredo. Hier befinden wir uns bereits hinter dem Hause in der Nähe der Veranda und dort ist die Herrin.“

Ganz unerwartet zeigte sich mit einem Male zur Linken ein schmaler Weg in dem dichten Gebüsch, und ehe Alfred imstande war, seiner durch die mit Nachdruck und Bedeutung gesprochenen Worte der Naman entstandenen Verlegenheit Herr zu werden, erblickte er nicht weit von sich seine Herrin, die unter der sonst überall vom üppigsten Grün umwachsenen und nur auf dieser einen Seite offenen Veranda saß, anscheinend eifrig mit dem Lesen eines Buches beschäftigt.

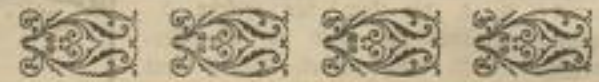
Maria Loreno, die reiche und unumschränkte Herrin der Estanzia Durazno, sah diesen Morgen unbeschreiblich reizend aus. Sie trug ein helles Hauskleid, welches die zierlichen Formen ihres Körpers auf eine vorteilhafte Weise hervorhob; den schönen Kopf mit dem prächtig schimmernden frei herabwallenden Haare hatte sie auf die rechte Hand gestützt und so schaute sie nachdenklich in das Buch auf ihrem Schoße, während die niedlichen Füßchen in den blauselbten Morgenschuhen fortwährend sich auf und ab bewegten, als würde die Besitzerin aller dieser Reize innerlich von einer lebhaften Ungebuld beherrscht.

Beim Näherkommen der beiden Personen erhob sie plötzlich das Haupt, und aus ihren leuchtenden Augen traf Alfred ein verwirrender Blick, sodas er im ersten Momente weder fähig war, ein Wort heroorzubringen, noch viel weniger aber trotz des neulichen Verweises seine Augen von den ihrigen abzuwenden.

Doch der letzte Umstand erregte heute offenbar keineswegs den Unwillen der Herrin. Ebenso wie zuvor die Knechte, schien auch sie höchlichst überrascht durch das veränderte Aussehen ihres Kusshebers, und während ein ungewöhnlich sanfter und wohlwollender Zug auf ihrem Gesichte sich zeigte,



Sür unsere Jugend.



Der Löwe, der Esel und der Fuchs.

(Eine Fabel von Aesop.)

Ein Löwe, ein Esel und ein Fuchs gingen zusammen auf die Jagd und machten reiche Beute. Nun sollte es an den Schmaus gehen und die Beute verteilt werden. Der Löwe beauftragte den Esel, dieses zu tun. Der Esel, in seiner Einfalt, machte drei gleiche Teile und hat den Löwen, sich einen Teil zu wählen. Der Löwe aber antwortete nicht, sondern fiel über den Esel her und zerriß ihn.

Nun befahl er dem Fuchs: „Jetzt teile Du die Beute unter uns zwei.“

Der Fuchs tat es. Alles häufte er vor dem Löwen aufeinander und nahm sich nur einen einzigen Knochen als seinen Teil.

Da nicht der Löwe zufrieden und fragte: „Wer hat dich gelehrt, so klug und gerecht zu teilen, lieber Freund?“

„Das Schicksal des Esels!“ sagte der Fuchs, benagte seinen Knochen und erlor sich nie mehr den Mächtigen als Jagdfreund, denn der Mächtige meint: „Gewalt ist mein Recht! — Du bist „klein“ und ich bin „groß“.“

Die Rechenkunst der Eskimo.

So weit als unsere kleinen Einmaleins-Helden im ersten Schuljahre in ihrer Rechenkunst gefördert werden, so weit kommen die Eskimo in ihrem ganzen Leben nicht. Die Eskimo zählen nur von 1—5 oder, wenn es hoch kommt, bis 10. Für die folgenden Zahlen haben sie keine Bezeichnung mehr. Aber auch schon beim einfachsten Zusammenzählen zweier Zahlen nennen sie nicht die Zahlen bei Namen, sondern zeigen sie mit Händen und Fingern. Bei 5 hebt der Eskimo eine Hand, bei 10 beide Hände hoch; bei 3

streckt er Daumen, Zeige- und Mittelfinger der einen, bei 6 diese Finger der beiden Hände aus.

Schwer wird dies Rechnen, wenn mit den Zahlen von 10—20 gerechnet werden soll. Dann ruft der Eskimo seinen Nachbar herbei, und nun werden dessen Hände und Finger auch noch zur Hilfe genommen, und soll ein Zahlenbegriff über 20 klar gemacht werden, dann ist oft guter Rat teuer, oder die Aufgaben-Lösung ist sehr ergötzlich anzusehen.

Ein englischer Offizier, der an einer Polarexpedition teilgenommen hat, befand sich einst mit einem Eskimo im Gespräch. Der Eingeborene wollte dem Offizier die Zahl 30 bezeichlich machen. Zu diesem Zwecke hielt der Eskimo zunächst beide Hände empor, wußte aber nicht, was er weiter machen sollte und blickte lange ratlos umher. Endlich kam ihm die glückliche Idee, um zehn mehr zu bekommen, die Hände des Offiziers zu ergreifen. Jetzt waren es aber erst zwanzig. Woher die übrigen zehn bekommen? Die Schwierigkeit schien unüberwindlich. Wiederum kam dem Eskimo ein rettender Gedanke. Er hielt zuerst einen seiner Füße empor, aber so wurden es erst fünf und zwanzig. Um die Zahl zu vollenden, gab sich der Mann nun alle erdenkliche Mühe, auch den anderen Fuß gleichzeitig in die Höhe zu heben, und seine Anstrengungen waren überaus possierlich. Aber das große Wert gelang nicht. Nach ungläublichen Mühen kam endlich die Zahl dreißig durch die vier Hände und je ein Bein der beiden Personen zu stande. So waren, um der bösen Zehn Ausdruck zu geben, Anstrengungen notwendig geworden, wie sie in so hohem Grade kaum das schwierigste Reckturnen erfordert.

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer: Oberjäger.

Ein Räßlein.

Robert Reinick.

Ich bin eine Schenke,
Doch schenk ich kein Bier;
Nun denke!
Auch schenk ich nicht Wein,
Und glaube mir,
Auch nicht einen Tropfen Branntwein.
Mich bewohnen auch
Zwei Wirte mit rundem Bauch,
Haben viel zu tun,
Können nimmer ruh'n.
Kommt der eine herauf aus dem Keller
Ganz schwer,
Geht der andere herab desto schneller
Ganz leer.
Nun, Kindchen, hör'
Ich sag Dir noch mehr!
Hast Du gegessen eine salzige Wurst,
Oder Schinken,
Und hast du einen gewaltigen Durst
Und willst trinken:
Komm' nur her,
Trinke, soviel Du willst,
Bis Du den Durst Dir stillst;
Und trinkst Du ein ganzes Faß,
Und trinkst und trinkst ohn' Unterlaß,
Mein Keller wird niemals leer.
Was ist das für eine Schenke?
Nun denke!

sagte sie zu Alfred: „Ich habe Sie rufen lassen, Herr Rehardt, weil ich einiges zu besprechen wünschte. Nehmen Sie sich daher den Stuhl hinten in der Ecke und sehen Sie sich hier in meine Nähe.“

Bewirrt durch so viel Liebenswürdigkeit vermochte Alfred nur zu stammeln: „Sie sind zu gütig, Gnädige!“ Doch ohne von der Bemerkung anscheinend irgend welche Notiz zu nehmen, fuhr sie, nachdem Alfred jener Aufforderung gefolgt war, in demselben freundlichen Tone fort:

„Gestern bin ich etwas hart gegen Sie gewesen, was mir schon kurz nachher leid getan hat. Ich möchte mein Unrecht wieder gut machen und deshalb habe ich mir vorgenommen, Sie zu besprechen. Sie waren früher Hauslehrer, wie Sie sagten, können also auch gut schreiben, und wären daher instande, die Bücher der Estanzia zu führen.“

„Dazu halte ich mich allerdings für befähigt“, erwiderte Alfred, dessen Erregung allmählich sich gelegt hatte, „indessen möchte ich mir die ehrerbietige Bemerkung erlauben, daß Sie in Ihrer Güte gegen mich zu weit gehen, daß ich eine solche Wohlthat — anders kann ich Ihr Vorhaben nicht nennen — nach meiner Ansicht keineswegs verdient habe.“

„Ueberlassen Sie die Beurteilung meines Vorhabens nur allein mir“, unterbrach sie ihn überlegen. „Ich liebe es nicht, daß man mir gegenüber Widerspruch erhebt, wenn ich für das Wohl und das Beste von jemand zu sorgen gedenke. Sie sollen von jetzt an nicht mehr nötig haben, mit den Knechten zu verkehren, und deshalb erenne ich Sie hiermit zum Sekretär bei der Verwaltung der Estanzia. Als solcher sind Sie insofern ganz selbständig, als Ihnen auch der Hausmeister, wenn Sie anders Ihren Pflichten nachkommen, keinerlei Vorschriften zu machen hat.“

„Gnädige“, entgegnete Alfred, der bei den ersten hochmütigen Worten etwas bleich geworden war, „Ihre große Güte gegen mich erkenne ich mit dankerfülltem Herzen an. Denn durch dieselbe werde ich zu einer Stellung erhoben, wie ich sie mir angenehmer nicht leicht hätte wünschen können. Wenn Sie es mir befehlen, dieselbe anzunehmen, so werde ich mich dessen nicht weigern, doch in diesem Falle möchte ich um die Erlaubnis bitten, meine Bedenken gegen Ihren Entschluß in aller Bescheidenheit geltend zu machen dürfen. Ich kann mir nicht wohl denken, daß Sie die nötige Achtung und das richtige Vertrauen zu einem Manne haben könnten, der, wenn es in seiner Macht steht, anders aufzutreten, willenlos alles mit sich geschehen läßt, was man zu seinem angeblichen Wohle zu tun für gut findet.“

Erlaunt hob Donna Maria die Augen zu dem jungen Manne empor und erwiderte nach kurzem Nachdenken: „Wahrlich, ich begreife nicht, was Sie gegen meine Absichten könnten einzuwenden haben. Doch reden Sie mir immerhin, es interessiert mich, Ihre Ideen über jenen Punkt kennen zu lernen.“

„Gnädige“, sprach tief Atem holend Alfred, „wenn Sie mich zum Sekretär auf der Estanzia erheben, so erhalte ich eine Stellung, die ich nicht verdient habe, es ist dies eine Auszeichnung, die in keinem Verhältnis steht zu meinen bisherigen Leistungen. Die Welt aber pflegt in solchen Fällen nach Gründen zu forschen, und wenn sie dieselben nicht finden kann, so macht sie sich dieselben einfach!“

„Nehmen Sie eine solche peinliche Rücksicht darauf, ob die Welt möglicherweise dieses oder jenes von Ihnen denken könnte?“ fragte die Herrin mit leichtem Spott.

„Diese Rücksichten nehme ich nicht meiner wegen, sondern wegen jemand, von dessen Haupte ich jedes Ungemach, selbst den leisesten Schatten eines solchen fern halten möchte.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr, von wem reden Sie denn?“

„Lassen Sie dies mein Geheimnis und mich vorläufig den einfachen Aufseher bleiben der ich bis dahin gewesen“, entgegnete er zögernd. „Es ist mir peinlich, der Güte einer — Dame eine Stelle zu verdanken, welche zu bekleiden ich mir nie ein Anrecht erworben habe.“

Donna Marias Antlitz, auf dem zuerst eine leichte Röte erschienen war, hatte allmählich einen harten Ausdruck angenommen.

„Sie führen mir gegenüber eine Sprache, Herr“, versetzte sie unwillig, wie ich sie bis dahin von einem meiner Untergebenen noch niemals gehört habe. Aber dies ist die Folge davon, wenn man aus seiner Zurückhaltung denselben gegenüber einmal heraustritt, dann betrachten sie ihre Vorgesetzten wie ihres Gleichen und glauben gegen dieselben, zumal gegen ein schwaches, alleinstehendes Weib, alles sich herausnehmen zu dürfen. Berechen wir daher die Unterhaltung ab. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe, und wollen Sie die Sekretärstelle nicht übernehmen, so steht es

Ihnen frei, die Estanzia zu verlassen. Leute, die in meinem Dienste stehen, sollen da tätig sein, wo ich sie hinschicke, und nicht dort, wo es ihnen am meisten behagt.“

„So bitte ich um meine Entlassung, Gnädige.“

Bei diesen in festem Tone gesprochenen Worten hatte Alfred sich erhoben und schaute nun mit etwas bleich gewordenem aber entschlossener Miene auf die vor ihm Sitzende herab. Ein trotziger, stolzer Zug lag auf seinem Gesichte, der zu dem übrigen Reizern des stolzen Mannes vortrefflich paßte, und nicht nur die Herrin der Estanzia, sondern noch vielmehr die still in der Nähe sitzende Kammerdienerin mit unverhohlener Bewunderung ihre Blicke auf dem schönen Deutschen ruhen.

Eine Weile hatte Donna Maria ihn lautlos betrachtet,

sich sah, drängte sich ihm mit beklammender Gewalt der Gedanke auf, daß die Trennung von demselben ihm doch unfähig schwer fallen würde, vielleicht noch härter und schmerzlicher, als er in diesem Augenblicke es sich vorstellte, und eine innere Stimme, gegen deren Einflüster er mit seiner ganzen Kraft sich sträuben mußte, rebete ihm zu, noch im letzten Momente seine Entlassung zurückzunehmen. Ihr Lächeln hatte eine noch ganz unbestimmte, ihm selbst unklare, aber nichtsdestoweniger unendlich beseligende Hoffnung in ihm erweckt, doch diese kaum erwachte Hoffnung sollte in der nächsten Minute wieder grausam zerstört werden.

Mit plötzlich ganz veränderter Stimme und in einem fast barock zu nennenden Tone entgegnete Donna Maria: „So bleibt es denn dabei, daß Sie in 14 Tagen die Estanzia verlassen; ein Ersatz für Sie wird schnell gefunden sein. Und nun gehen Sie zu den Knechten, zu denen Sie ja mit Gewalt gehören wollen.“

Alfred wollte zuerst etwas erwidern, besann sich aber schnell eines anderen. Tief und förmlich verbeugte er sich vor der Herrin, etwas weniger zeremoniell vor der Kammerdienerin, und dann schritt er von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristische Ecke.

Wegendorfer Blätter.

Auf dem Bahnhof. Bekannter: „Also in die Alpen wollen Sie, lieber Freund? Na, da seien Sie recht, recht vorsichtig... oder noch besser, geben Sie mir den Zaler schon vorher zurück, den ich Ihnen neulich geliehen habe!“

Drahtische Probe. Richter: „Nachdem Sie dem Zeugen einige wichtige Ohrfeigen verfehlt hatten, riefen Sie ihm auch noch Schimpfworte zu?“ Angeklagter: „Ja, um mich zu überzeugen, ob er noch hören konnte. Ich dachte nämlich, ich hätte ihm das Trommelfell zertrümmert!“

Boshast. — „Ich habe kein Glück, ich muß mir eine Frau nehmen, die Glück hat.“ — „Das wird Ihnen nicht gelingen!“ — „Wieso?“ — „Die Frau, die Sie bekommt, hat Pech.“

Erster Gedanke. Järlster (der in ein größeres Revier veretzt wurde, zu seinem Dackl): „So, Du Viecherl, jetzt hast hundert Heller mehr, um mi' zu ärgern!“

Unangenehm. Freundin: „Was hat denn Dein Mann für eine Miene gemacht, als Du ihm das erste selbstgekochte Gericht vorsetzt?“ Junge Frau (deren Mann Staatsanwalt ist): „Eine Gerichtsmiene!“

Fliegende Blätter.

Boshast. ... Ihr Cousin ist Arzt — hat er eine große Praxis? — „Ach nein — er ist noch Doktor zu Fuß!“

Rücklichtsvoll. „Geh, borg' mir ein Taschentuch — ich mücht' jetzt nicht gern nach Hause!“ — „Warum denn nicht?“ — „Na, meine Frau erwartet schon in höchster Ungeduld ihre Schneiderin, und wenn sie jetzt sieht, daß nur ich es bin, ärgert sie sich wieder!“

Auf jeden Fall. Kundin: „Sagen Sie mal, lieber Freund, wie sagt man eigentlich richtig: Margarin oder Margarine?“ Kommiss: „Ich muß immer Butter sagen — sonst schmeißt mich der Chef raus!“

Pfiffig. Hungerkünstler: „Ich möchte in Ihrem Etablissement eine vierwöchige Hungervorstellung geben. Was für Honorargahlen Sie?“ — Etablissement'sbesitzer: „Honorar kann ich Ihnen nicht geben — aber ich werde Ihnen freie Kost gemähren!“

Dankagung. Da es mir nicht möglich war, jedem einzeln zu danken, sage ich hierdurch allen, die im verflossenen Jahre meinen Gatten nachts nach Hause gebracht haben, meinen herzlichsten Dank.

Neujahr 1908.

Dulda Säusel

geb. Sanftmut.

Der Wasserfeind. „Du, Vater, was ist denn das — a' Säuserwahnsinn?“ — Vater: „Wenn einer bloß Wasser trinkt!“

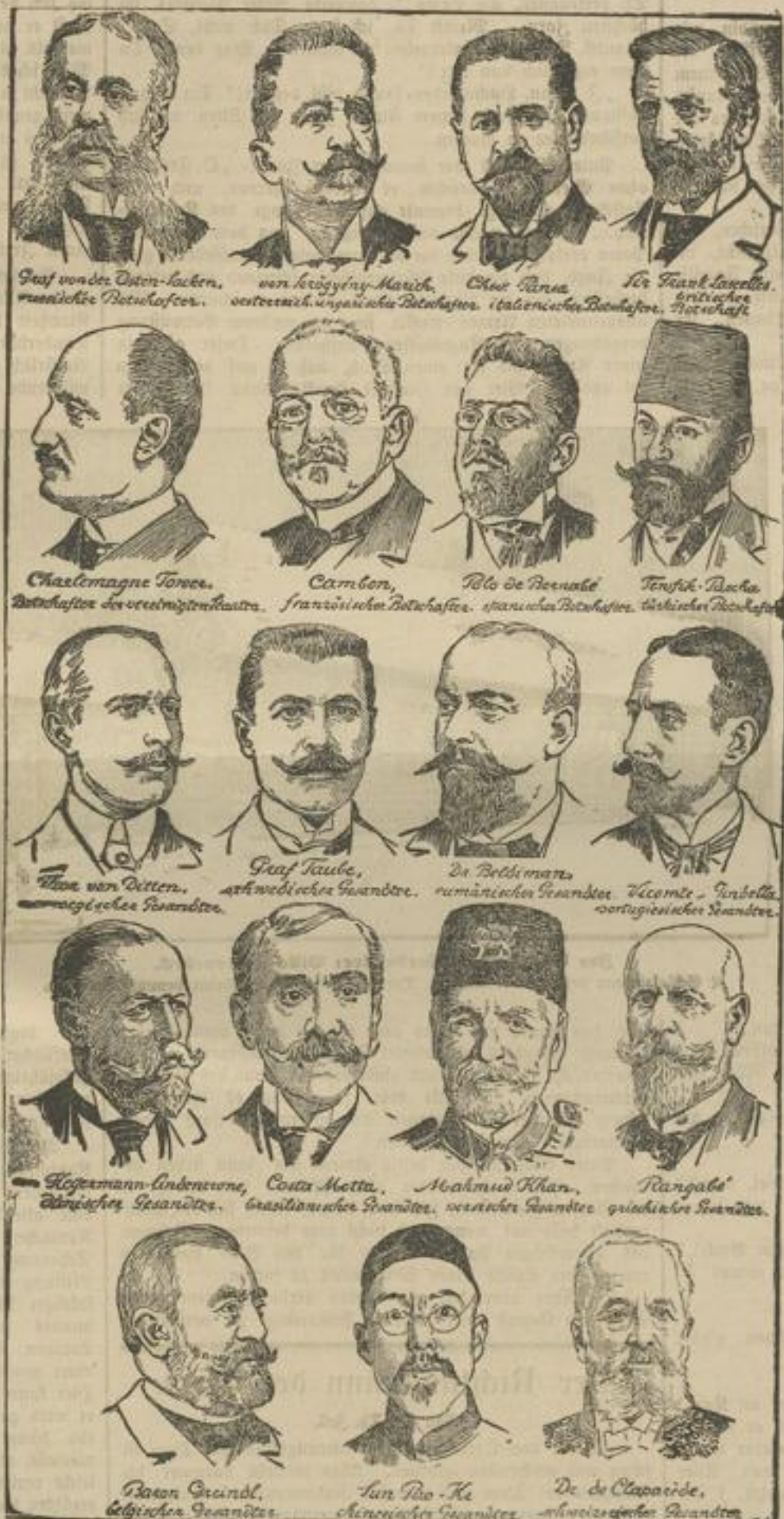
Des Glückes Heim

Ich wollt das Glück mir suchen Das wahre, alte Glück; Zu prunkvollen Palästen Und Schlössern flog mein Blick

Ich ging zu Königskrönen... Dort — glaubt' ich — müßt es sein; Da fand ich Gold und Purpur Vom Glück nur — den Schein...

Und seht: diesselb' ich suchte Im Land jahrein — jahraus, Da sah das Glück ganz heimlich In einem — Kächterhaus.

Dat dort mit einem Blankloß Gejohelt und gelacht Und hat an Geld und Purpur Auch nicht im Traum gedacht! Ernstj. Claus.



Die am deutschen Kaiserhof akkreditierten Vorkaasier und Gesandten eu.

dann aber glitt mit einem Male ein verstoßenes Lächeln über ihre Züge, welches denselben einen ganz eigenen, köstlichen Reiz verlieh.

„Herr Rehardt“, sprach sie sanft mit ihrer melodischen Stimme, „wenn Sie entlassen sein wollen, so kann ich Sie nicht zurückhalten. Nur besteht auf meiner Estanzia die Einrichtung, daß man in solchen Fällen vorher kündigt und diese Kündigung beträgt 14 Tage.“

„Gut, so kündigt ich denn meine Stelle auf heute in vierzehn Tagen“, sprach Alfred.

Es kostete ihn eine außerordentliche Anstrengung, um diese Worte in dem früheren sicheren Tone hervorzubringen und seine innere Erregung, die er bei sich selbst Charakterschwäche schalt, vor den beiden Frauen zu verbergen. Als er das in seiner Freundlichkeit doppelt schöne Weib so vor

Die Bußpredigt.

Humoreske von G. Gervais.
(Nachdruck verboten.)

„Ich sag Dir, lakrisch den Männern den Kopf wasch'n tut er!“
„So, so!“
„Schick' den Dein' nur a hin!“
„Ich hab' mich doch nüt über ihn zu beklagen!“
„Na, i mein', so ein unschuldig's Lampertl wird der Dein' a nüt sein, daß er gar kein Sünd' hätt! So Dan' gibts nüt! Und der Dein' — i moan, i hab' n' a schon g'sehn, daß er nüt ganz grad ganga is beim Heimgehn!“
„A paar mal scho', aber doch recht sel'n! Woast, er kann halt nüt viel vertragen!“
„Na so tuo, was D' willst! Aber schad'n tät's nie, scho' für die Zukunft nüt!“
Die Gindbbauerin ging und ließ ihre Kameradin, wie man Schulfreundinnen in Oberbayern zu nennen pflegt, die Genz in recht nachdenklicher Stimmung zurück. Von einem Wandermönch war die Rede gewesen, der den Bauern tapfer in das Gewissen redete, als ob sie samt und sonders der Hölle verfallen wären, wenn er sie nicht rette. Sie hörten ihn schweigend an und dachten sich ihr Teil — bei den meisten mochte es wohl darauf hinauslaufen: „So gar schlimm ist's nüt!“

Die Genz hatte einen armen, aber braven Burschen, den Kräutersepp, geheiratet, der im Winter als Holznecht, im Sommer als Fremdenführer so gut für seine kleine Familie sorgte, daß sie schon einen Acker und eine Wiese zu dem kleinen Muttergut der Genz hatten hinzukaufen können. Er war ein intelligenter Bursche.

Als die Genz, bei der das Zurecken der Gindbbauerin schließlich doch nachwirkte, ihm in den Ohren lag, er solle doch auch einmal zum Pater Klossius gehen, hatte ihr Sepp nicht recht Lust dazu. Aber was wollte er tun! So lange setzte sie ihm mit ihren Bitten zu, bis er nachgab und versprach, zum Pater zu gehen. Kaum hatte er dieses Versprechen gegeben, so schlüpfte im Abenddunkel die Genz nach dem Pfarrhaus, wo der hochwürdige Pater Klossius zu Gast war, und instruierte diesen. Es war Samstag, am Sonntag Vormittag nach der Kirche sollte der Sepp zu ihm kommen. Der Pater versprach, ihm die Folgen der Trunksucht recht eindringlich zu Gemüte zu führen.

Dem Sepp war sein Versprechen wohl wieder leid geworden. Aber Wort halten mußte er. Nachdenklich schlenderte er nach dem Gottesdienst auf den Pfarrhof zu. Unterwegs begegnete ihm der Kugelhoffsepp, ein Bauer aus der Nähe, den die Natur mit Geistesgaben nur spärlich, mit irdischen Gütern aber desto reichlicher ausgestattet hatte. Dabei war der Kugelhoffsepp faul und schmutzig, geizig, so weit es nicht seine eigene wertere Person betraf, der er das Beste gönnte — wenn es nichts kostete. Rein aus Geiz heiratete er nicht.

Als er des Kräutersepp ansichtig wurde, lenkte er seine Schritte auf diesen zu. „Ödr', Sepp“, begann er, „kannst mir einen G'fallen tun!“
„Was möchtst?“ fragte der Angeredete, wohl wissend, daß diese Gefälligkeiten ihm nie etwas anderes als Mühe einbrachten.

„Kimmst nächster Tag' a mal in mein' Holzschlag am Riehslogel?“

„Kann scho' sein!“
„Bring' mir a Bäuml mit für a neue Deichsel, magst? Dir macht's ja nix aus, ob du leer gehst oder mit so an Bäuml, und i müßt extra aufsteig'n!“

„I geh' a lieber leer als mit an Baum auf'm Buckel.“ sagte der Kräutersepp lächelnd. „Aber i will's tun, wenns' D' mir an andern G'fall'n tuast!“

„Du brauchst doch koan Geld?“
„Hab' lei Angst, was anders ist's. Hast schon g'hört vom Hochwürdigen Pater Klossius?“

„Ret a Sterbenswörtel!“

„Im Pfarrhof is er, und a Krankheit hat er im Kopf! Er denkt, alle Leut' war'n schwere Sünder und er müßt's retten. Da tut's ihm gut, wenn er a mal wieder Ein'n abkanzeln kann. Na, und heut — heut war i dran. Aber i hab' loa Kuratsch. Du, wenn statt meiner hingehst, i Dir den Baum hol'n tät!“

Der Kugelhoffsepp überlegte. Eine Weile eine solche Predigt anhören, war doch leichter, als einen zentnerschweren Baum ein paar Stunden hinabzutragen. „Aber is er a nüt gefährlich?“ fragte er dann, sich auf den Kopf tippend.

„O na! Ret a bißl, balt D'nur sein stad bist und ihm nüt widerspricht!“

„Na, nacha gilt's, eing'schlag'n!“

Ein Handschlag bekräftigte den Pakt, und Beide schritten dem Pfarrhof zu. Als der Kräutersepp des wohlgenährten Mönches im Pfarrgarten ansichtig wurde, stellte er rasch seinen Begleiter mit den Worten: „Hochwürden, das is der Sepp!“ vor und schlug sich dann seitwärts in die Büsche.

Pater Klossius sah den Kugelhoffsepp fortschneidend an. „Du bist es, der die Gabe Gottes so mißbraucht?“ fragte er dann streng.

„Kann scho' sein!“ antwortete Jener freundlich lächelnd. „Und Du schämt Di nüt, dös einz'g'steh'n? Du scheinst mir a schöner Lump z'sein, a Sausbruder, a elendiger!“

„Na, na!“ wollte der Kugelhoffsepp abwehren, aber Pater Klossius ließ ihn nicht zu Wort kommen. Die Predigt gegen die Trunksucht war eines seiner Lieblings-themata. In bereiteter Weise schilderte er, wie der Trunksüchtige um Gab und Gut, um seinen Verstand und um die ewige Seligkeit sich bringt. „Mit Tränen in den Augen hat Dein armes Weib mir ihre Not geklagt!“ rief er mit schallender Stimme, die mehr als einen Neugierigen an den Zaun des Pfarrgartens lockte.

„Das war dem Kugelhoffsepp doch zuviel.“ „Ja i hob ja gar loa Wei!“ protestierte er grinsend.

„Was, Dein treues, um Dich besorgtes Eheweib willst Du verleugnen, Du Lump!“ donnerte Pater Klossius im höchsten Jörn. „Meinst Du, ich kenne Dich nicht, Sepp? Glaubst Du, mich hintergehen zu können? Was denkst Du denn eigentlich von mir?“

„I moan, Hochwürden san a bißl deppat!“ Der Kugelhoffsepp tippte mit seinem Finger gegen die Stirn, um sich verständlicher zu machen.

Pater Klossius war sprachlos vor Jörn. „O Frechheit ohne Gleichen!“ brachte er endlich hervor, und eine klatschende Ohrfeige brannte auf der Wange des Kugelhoffsepp. Heulend nahm dieser Reißaus, von dem wütenden Pater verfolgt. Ueber die wohlgepflegten Gemüsebeete ging die Jagd, daß die dicke Pfarrersdöckin schreiend und zeternd herbeilief, um die Produkte ihres Fleißes zu schützen. Mit ausgebreiteten Armen wollte sie, um weiterer Verwüstung vorzubeugen, den Kugelhoffsepp aufhalten. Dieser aber in seiner Angst gab ihr einen Stoß, daß sie auf den Rücken fiel und alle Vier gen Himmel streckte, dann kletterte er



Jur Allensteiner Nordaffäre: Villa Schoenebeck.
X Schlafzimmer des Ermordeten. O Der vermutlich vom Mörder benutzte Ausgang.

über den Zaun, und wenn auch ein bei dieser gymnastischen Übung besonders exponierter Teil seines Körpers noch in empfindliche Verührung mit einer von der Hand des Mönches geschwungenen Zaunlatte kam, so gelang es ihm doch, seinem Feind zu entkommen und in raschem Lauf seinem heimatischen Anwesen zuzueilern.

Pater Klossius war bestig atmend am Zaun stehen geblieben. Als er dann dem alten Pfarrer, der besorgt in den Garten geeilt kam, sein Leid klagte, klärte sich der Sachverhalt bald auf, wenn auch nicht zum besonderen Behagen des allzeitigen Paters, der es für das Beste hielt, sich eine andere Stätte seiner Wirksamkeit zu suchen.

Die Genz aber hat nie wieder versucht, ihrem guten Sepp den Genuß einer privaten Bußpredigt zu verschaffen.

Der Richtungssinn der Tiere.

Von Dr. Th. Zell.

Ueber den Orts- oder Orientierungssinn der Tiere ist schon viel geschrieben worden. Man versteht darunter die Fähigkeit der Tiere und mancher Naturmenschen, meilenweit entfernt gelegene Dertlichkeiten auf geradem Wege, die ihnen bisher unbekannt war, zu erreichen. So fliegen gefangene Bienen, die man absichtlich viele Kilometer von ihrer Heimat fortgebracht hat, sobald man sie freiläßt, schnurstracks ihrem Stöck zu, Hunde und Katzen, die verkauft und im Sack oder in der Eisenbahn zu dem neuen Herrn gebracht worden sind, finden auf geradem Wege ihre alte Heimat usw. Bei den Vögeln bin ich der Ueberzeugung, daß sie von ihrem hohen Standpunkte aus, bei dem sich die ganze Gegend wie auf einer Karte präsentiert, sich lediglich durch das Auge leiten lassen. Andersfalls wäre es unverständlich, weshalb Brieftauben im Dunkeln nicht finden. Ebenso zeigen sich wandernde Gänse und andere Vögel beim Nebel sehr unsicher, was doch beim Vorhandensein eines Orientierungssinns unverständlich wäre.

Man hat bei Hunden, Pferden, Katzen usw. das Vorhandensein eines Orientierungssinns bestritten und dessen

Leistungen durch uns menschlich nahe liegende Mittel erklären wollen, z. B. durch die Behauptung, daß man durch einen Saft deutlich sehen könne, ferner daß die Tiere wie die Naturmenschen sich die Gegend besser einprägen und deshalb leichter zurückfinden. Ich will auf dieses schwierige Gebiet hier nicht weiter eingehen, da ich es bei einer andern Gelegenheit ausführlich erörtern will. An dieser Stelle möchte ich nur bemerken, daß ich auf Grund eigener Beobachtungen fest von dem Vorhandensein eines solchen Sinnes überzeugt bin.

Was mich hierin bestärkt, ist der Umstand, daß die Tiere auf einem Terrain, das ihnen jede Aussicht versperrt, niemals die Richtung verlieren. Ich möchte diesen Sinn als Richtungssinn bezeichnen. Schickt man einen Hund z. B. in ein hohes und weites Lupinenfeld — man soll es eigentlich bei Jagdhunden nicht tun, weil die Nase darunter leiden kann —, so kann man an den Bewegungen der Lupinen stets erkennen, wo sich der Hund befindet. Um die Kaninchen aufzustöbern, läuft er nach allen Richtungen kreuz und quer und irtet dabei niemals hinsichtlich des Ortes, wo sich sein Herr befindet. Man schickt einen Menschen in einen Urwald, der ihm jede Aussicht nimmt und lasse ihn kreuz und quer laufen, dann weiß gewiß von hundert kaum einer, wo die Stelle ist, von der aus er hineingekommen ist. Jeder Hund zeigt hingegen in den größten Schonungen, dichtem Buschwerk, Röhricht usw. stets die gleiche Fähigkeit. Ich habe bei einem alten Förster mit dessen fünf Jagdhunden wochenlang täglich unzählige Male diese Versuche gemacht, ohne daß ich jemals einen Irrtum der Hunde beobachten konnte.

An sich ist das eine Leistung der Hunde, die jedem Jäger etwas Alltägliches ist. Mir ist sie ebenfalls schon seit meiner Kindheit bekannt. Man sollte nun meinen, daß dieser wunderbare Richtungssinn der Tiere viel erörtert wäre. Natürlich besitzen ihn auch das Kaninchen, der Fuchs, die wildernde Rabe usw. unter den gleichen Umständen, also wo sie vollkommen ohne jeden Ausblick sind, da die Pflanzen viel höher als der Kopf sind. Aber obwohl ich seit zehn Jahren mindestens zwei Jagdzeitungen regelmäßig lese, kann ich mich absolut nicht entsinnen, jemals auch nur einen Hinweis hierauf gefunden zu haben. Daß diese Sache sonst von jemand erörtert sei, ist mir ebenfalls nicht bekannt. Alle Jäger, mit denen ich hierüber sprach, konnten überhaupt nichts Wunderbares dabei finden. Für sie war mein Erstaunen darüber etwa ebenso berechtigt, als wenn ich mich darüber gewundert hätte, daß der Hund mit dem Schwanz wedelt. Und doch ist die Sache alles andere eher als einfach.

Gerade jetzt beim Studium des Orts-sinnes habe ich immer und immer wieder bestätigt gefunden, wie leicht wir Kulturmenschen und im dunklen Walde, aber auch schon in unbekanntem Gegend, die keinen Ausblick gewähren, verirren. Dabei gehöre ich zu den Menschen, die einen ziemlich entwickelten Ortsinn besitzen. Den brauche ich schon um deswillen, weil ich meine zahlreichen Wanderungen fast immer allein gemacht habe.

Daß es sich bei den Tieren nicht um Angelerntes handelt, konnte ich neulich feststellen.

Ich begleitete nämlich einen Bekannten, der ein leidenschaftlicher Jäger und Tierfreund ist, als er seine 3 halbjährigen Jagdhunde zum ersten Male auf die Jagd mitnahm. Diese jungen Hunde irrten ebensowenig wie erfahrene Jagdhunde.

Bei Schonungen, die unten offen sind, können sicherlich Kaninchen die vor den Bäumen stehende Personen oder wenigstens ihre Beine bis zum Anie sehen. Deshalb ist es eine alte Regel, man soll seine Fäße beim Anstand auf Kaninchen nicht bewegen. Legt man sich in einer solchen Schonung auf die Erde, so überzeugt man sich, daß die Leistung eines Kaninchenauges etwas ist, was auch ein kurz-sichtiger Mensch nachmachen könnte. Das Auge des Jagdhundes sieht aber bedeutend höher. Bei hochstehenden Lupinen, Dornbüschel, Gestrüpp, Röhricht usw. besteht bei einer gewissen Ausdehnung augenscheinlich gar kein Ausblick. Hier kann sich auch der Hund nichts gemerkt haben, denn er wird zum ersten Male hineingeschickt. Die Jagd nimmt ihn ferner vollkommen in Anspruch. Trotzdem irtet er niemals, obwohl ein Mensch nicht ein noch aus wüßte. Wie leicht verirren sich Kinder im Walde — eine Menge Märchen erzählen hier von und zwar nicht als von einer Fabel, sondern etwas Alltäglichem —, was bei einem jungen Tiere gänzlich ausgeschlossen erscheint.

Die Fälle, wo Tiere ihre ferne Heimat schnurstracks aufgesucht haben, sind für den Gelehrten schwer kontrollierbar. Den hier geschilderten Richtungssinn des Hundes kann er sich aber von jedem Förster zeigen lassen. Besitzt das Tier aber unweifelhaft einen uns Kulturmenschen fehlenden Richtungssinn, so kann man auch nicht gut an seinem Ortsinn zweifeln, denn beide Sinne sind im Grunde dasselbe und unterscheiden sich nur durch die Entfernung, genau wie Spüren und Wittern oder wie Lesen und Ausblicken aus dem Mastkorb.

Man sieht wiederum, wieviel Wunderbares alltäglich in unserer nächsten Nähe zu beobachten ist, ohne daß bisher jemand diese Tatsache zur Sprache gebracht hätte.

(Kosmos.)

Luftschiff und Poesie.

Lange bevor die Aeroplane und Zeppelinen mit ihren Schraubenfloßen den Lufthorizont peitschten, haben die Dichter schon das freie Schweben herbeigesehnt und vorausgesehen. Goethe Faust seufzt zwar noch

„Ach zu des Geistes Flügeln wird
So leicht kein körperlicher Flügel sich gefellen.“

aber schon Justinus Kerner dichtet ängstlich, daß er in Gras und Blumen liegend am blauen Himmel sich sattsehen will, „eh es ist zu spät.“

„Denn bald könnt' werden ja zur Wahrheit
Das Fliegen, der unsel'ge Traum.
Dann fliegt der Vogel aus den Läften,
Wie aus dem Rhein der Salmen schon,
Und wo einst singend Lerchen schiffen,
Schiffst grämlich stumm Britannias Sohn.“

„Schau' ich zum Himmel, zu gewahren,
Warum's so plötzlich dunkel sei,
Erblick' ich einen Zug von Wären,
Der an der Sonne schiffst vorbei.
Fühl' Regen ich beim Sonnenscheine
Such' nach dem Regenbogen lein,
Ist es nicht Wasser, wie ich meinte,
Wird' in der Luft ein Delfin led'.“

Und dann, jammert er weiter, wird die Poesie still traumend vom Himmel gehen, wie sie längst die Erde verlassen hat. Ihm aber erwidert freudig und hochgemut Gottfried Keller:

„Die Poesie ist angeboren
Und sie erkennt kein dort und hier . . .
Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot kam' hergefahren —
Wer möchte da nicht Führer sein?
Dann hög' ich mich, ein sel'ger Feder,
Wohl über Bord von Kränzen schwer
Und göße langsam meinen Becher
Hinab in das verlassne Meer.“

Schwabe und Schweizer denken nur an friedliche Verwendung des neuen Fahrzeuges, der Britte Tennyson aber blickt weiter; er

„Sah Verkehr die Himmel füllen, sah
Fregatten sie befahren.
Zauberregel hoch im Keiser, niederwehnd mit
prächtigen Wären.
Hörte Schiachtrauf in den Wolken, und herab-
floß blutger Tau
Von der Völker luft'gen Flotten, die sich stritten
hoch im Blau.“

Er hat also die Verwendung des Luftschiffes als Kriegsinstrument richtig vorausgesehen, aber er knüpft an die Verwirklichung des „unseligen Traums“ auch die Idee des ewigen Friedens:

„Bis die Fahnen still sich senken, bis die Trommel
ausgeklagt,
In dem Parlament der Menschheit, in dem
Bundesrat der Welt!
Bis die Meereszahl, die verständige, Wahn
und Trübsinn besiegt,
Und bis ein Gesetz die Erde friedlich in den
Armen wiegt.“

Da ist dem guten Lord Tennyson die Phantasie allerdings etwas durchgegangen. Aber wer weiß, wer weiß, wie leicht wirkt das entseffelte Luftschiff unser altes Europa rascher durcheinander als alle Revolutionen es je vermocht, und der ewige Friede bricht doch aus. Porten sind ja Seher . . .

D. M. in der „Frk. Zig.“

Allerlei Wissenswertes.

§ Eine etwas ungewöhnliche Krankheitsgeschichte, die ihren Abschluß in einer kunstvollen Operation fand, wird in der Berliner Klinischen Wochenschrift von Dr. Hermann von Schrötter aus Wien mitgeteilt. Einem 52-jährigen Mann war im September 1905 angeblich ein Knochenstück in die tieferen Luftwege geraten; es stellte sich darnach ein chronisches Lungenleiden ein, das den Patienten stark mitnahm. In der Wiener Universitätsklinik, in der der Kranke im August vorigen Jahres Aufnahme fand, führte man ihn vom Munde aus durch den Kehlkopf hindurch in die Luftwege der linken Lunge ein langes Rohr ein, durch das elektrisches Licht in die Tiefe hineingelandt wurde, und stellte in der Tat die Anwesenheit eines scharf begrenzten Knochenstückes fest. Nach verschiedenen Versuchen gelang es, eine Pinzette durch das Rohr vorzuschieben, den Fremdkörper zu fassen und nach außen zu befördern. Es handelte sich um ein 2 Ztm. langes, 1 Ztm. breites und 3—4 Ztm. dickes, dabei etwas spiralförmig gebogenes Knochenstück, das dem Patienten bei häufigem Essen von Sauer Kohl in die falsche Kehle* geraten war. Trotzdem bereits hochgradige Veränderungen im Bereiche der Lunge Platz gegriffen hatten, erfolgte nach der Entfernung des so lange im Körper zurückgehaltenen Fremdkörpers volle Heilung.

Als Sonntagsausgabe

erhalten unsere Leser unter dem Titel unserer Zeitung „Aus den Tannen“ das in unserem Verlag erscheinende „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ gratis.

Das „Schwarzwälder Sonntagsblatt“ kann aber auch allein bezogen werden und kostet durch die Post oder die Agenten
im Vierteljahr 50 Pfennig.

Ratgeber.

§ **Kopf und Füße vom Schwein oder Kalb.** (Nachdruck verboten.) Der mit der Schwarte abgeschrittene Schweinskopf wird in heißes Wasser gegeben und die Haare werden mit einem Messer abgeschabt. Nach dem Waschen und Trocknen fengt man die feinen Haare ab und läßt den Kopf noch einige Stunden im frischen Wasser liegen. — Einen Kalbskopf bestreut man nun mit 3 Löffeln voll Salz, steckt zum Zwecke des leichteren Durchlochens einen Kochlöffelstiel oberhalb der Junge hinein und beim Genick hinaus, hängt ihn in ein Tuch gebunden in einen großen Topf an einem quer darüber liegenden Kochlöffelstiel und gibt reichlich heißes Wasser, Essig, Wurzelwert und ein Vorbeerblatt dazu. Wenn er nach zwei Stunden weich gelocht ist, zieht man von der Zunge die Haut ab. Zu Ragouts u. dergl. säuert man das Wasser nicht. — Die rein gepulverten Füße locht man ebenso mit Wurzelwert und gesäuertem Salzwasser. Die Kräfte vom Kopf und den Füßen verwendet man, um daraus Käpfe (Gallert) zu machen.

§ **Geflügelzucht.** Der Hühnerstall ist stets und insbesondere in der Nacht warm zu halten: unter 4 Grad Wärme darf die Temperatur nicht sinken. Beim Auslauf ins Freie sind besonders Hühner mit großen, fleischigen Klammern zu beachten, welche durch Kälte leicht erfrieren und gegen Kälte sehr empfindlich sind. Das Wasser ist etwas erwärmt zu geben.

Gesundheitspflege.

§ **Schutz für die Menschen gegen epidemische Krankheiten.** Im „Med. Korresp. Blatt“ tritt Dr. G. Magirus in Heidenheim mit Wärme für Schutzimpfungen gegen Diphtherie, Scharlach und Masern ein. In allen wärrt. Zeitungen lesen wir, so schreibt Dr. Magirus, daß im Bezirksamt Gänzburg in Bayern und im Oberamt Leutkirch die Maul- und Klauenseuche wieder ausgebrochen ist und demgemäß zur Verhütung der Weiterverbreitung dieser Krankheit tiefgreifende Maßregeln und Sperrvorkehrungen in Kraft getreten sind. Ebenso ist allgemein bekannt, daß in Ulm schon seit längerer Zeit sehr ausgedehnte Epidemien von Scharlach, Masern und Diphtherie herrschen, aber von Maßnahmen, die Ausbreitung dieser Krankheiten zu verhindern, lesen und hören wir nichts. Allerdings sei vom Oberamtsphysikat festgesetzt worden, daß solche Schulen, in denen 50 Prozent der Schüler fehlen, geschlossen werden sollen und daß Geschwister, resp. Eltern von erkrankten Kindern vom Schulbesuche ausgeschlossen sind. Aber Maßnahmen zur Unterdrückung der Krankheiten und zur Verhinderung der Weiterverbreitung sind nicht getroffen; es ist mir auch nicht bekannt, daß solche zurzeit nach den bestehenden Gesetzen getroffen werden könnten. Es erhellt daraus, daß die Gesetzgebung einschneidende tiefgreifende Maßnahmen zur Erhaltung des lieben Viehs kennt, aber mit wenigen Ausnahmen versäht bei Verhinderung menschlicher Epidemien; und doch sollte man annehmen, daß das menschliche Leben sich mindestens eines eben solchen Schutzes erfreuen würde, wie das des lieben Viehs. Daß solche Gesetze möglich sind, beweist die Pocken- und Cholera-Gesetzgebung und ebenso beweist die Pockenimpfung, daß mit Gesetzen, wenn sie nämlich durchgeführt werden, große Erfolge erzielt werden können. Es ist eine erachtliche Frage, ob eine allgemein durchgeführte Diphtherie-Präventiv-impfung nicht eine ähnliche Wirkung hätte, wie die Pocken-impfung, d. h. ein Verschwinden dieser Krankheit mit sich bringen würde. Der große Segen des Diphtherie-Heilserums ist ja nunmehr allgemein anerkannt und der Erfolg des Serums wäre sicherlich noch größer und noch durchschlagender, wenn es überall und zur rechten Zeit angewandt würde. Leider aber bestehen noch immer Orte und Gegenden, in denen eine große Abneigung gegen die Anwendung besteht und besonders auch die rechtzeitige Anwendung durch die Ärzte unterbleibt, da die Ärzte zu spät zugezogen werden. (Auch die Homöopathie spielt hier eine große Rolle). Sollte es nicht möglich sein, hier auch im Verordnungswege Hilfe, ja Abhilfe zu schaffen? Noch immer sind in einigen Gegenden Diphtherie (und Scharlach) heimisch und breiten sich von dort aus gelegentlich wieder weiter aus und fordern viele Opfer. Bei Diphtherie nun wäre der Weg zur Bekämpfung, ja Ausrottung der Krankheit ein gewiesener, der Erfolg ein ziemlich sicherer, wenn man ihn zu beschreiten den Rat hätte, systematische Impfung und Desinfektion; leider nicht so bei Scharlach und Masern. Diesen stehen wir gegenwärtig noch ziemlich wehrlos gegenüber, die Behandlung ist eine symptomatische und doch wäre die Bekämpfung besonders des Scharlach wegen seiner Schwere und der schlimmen Nachkrankheiten von größter Bedeutung, seine Einschränkung auch einschneidender Verordnungen wert. — Dr. Magirus bittet die Kollegen, ihre Erfahrung mit den ver-

schiedenen Scharlach-Formen mitzuteilen, damit man auf Grund ausgedehnter Erfahrung ein abschließendes Urteil gewinnen kann.

§ **Nasenatmung und Schnupfenbekämpfung.** Die Schulärzte haben im Lauf der letzten Jahre die gesundheitliche Bedeutung der Nasenatmung betont und wiederholt gefordert, daß der Lehrer die Kinder darüber aufkläre. Gut durch die Nase zu atmen, ist für die Gesundheit wichtig. Die Erfahrung lehrt, daß Kinder, die ständig mit offenem Munde atmen, nicht gesund sind. Die Kinder müssen daher vom Schularzt untersucht werden, ebenso wiederholt solche, die einen chronischen Schnupfen oder Anlage zu Polypen in der Nase haben. Die Zuführung der zum Leben notwendigen Luft darf auf ihrem Wege nach den Lungen hin keine Einengung erfahren. Die natürlichen Zuführungswege aber sind die Nasenlöcher. Diese müssen also frei sein. Kinder, die durch den Mund atmen, pflegen auch nachts zu schnarchen. Durch das Atmen mit dem Munde trocknet die Kehle aus, und eine Anlage zu Hals- und Kehlkopfentzündung wird befördert. Insbesondere sind, wie Dr. Ensch im Zentralblatt für allgemeine Gesundheitspflege ausführlich, Ohrenfluß und Schwerhörigkeit bei Kindern meist eine Folge des Mundatmens. In einzelnen Fällen konnte der Arzt sogar Taubheit auf jahrelange Mundatmung zurückführen. Ein hartnäckiger Schnupfen, wie ihn viele Menschen das ganze Jahr nicht los werden können, sollte niemals unterschätzt, sondern immerhin als eine bedenkliche Erscheinung angesehen werden, die sofortigen ärztlichen Rat erheischt. Ledlich behauptet, daß bei Leuten im Alter von 20—30 Jahren unter dreien stets einer sei, der nicht normal höre. Im Säuglingsalter ist der Schnupfen stets energisch zu bekämpfen, weil er die Grundlage zu vielen Hals- und Rachenkrankheiten im späteren Alter bildet.

Landwirtschaftliches.

§ **Wie das Wasser in die Spitzen der höchsten Bäume gelangt.** (Nachdr. verb.) Nur in lebendem Holz ist der fortwährende Aufstieg von Wasser möglich und mit dem Absterben der Pflanze hört dieser Aufstieg äußerst schnell auf, obgleich eine Verstopfung der in Betracht kommenden Gefäße nicht erfolgt. Die lebenden Zellen in großen Bäumen müssen fortwährend arbeiten, um ununterbrochen Flüssigkeitssäulen, wenigstens in sämtlichen Holzstellen des Stammes, in beständigem Aufsteigen zu erhalten. Sterben die Zellen ab, so fallen diese Wasser Säulen unter der Wirkung der Schwerkraft zurück, indem die Saugwirkung der Zellen aufhört. Bäume in der Höhe zwischen 60 und 150 Fuß müssen dagegen ein eigentliches Pumpen ausführen, um das Wasser vom Erdboden aus bis in die Zweige des Wipfels hinaufzuschaffen, aber wie dies Pumpen eigentlich vor sich geht, ist schwer durch Experimente nachzuweisen. Dabei auch früher übertriebene Vorstellungen von der Kraftleistung großer Bäume in dieser Hinsicht bestanden, so wird nach den neuesten Forschungen immerhin angenommen, daß die größten Bäume in Australien mit einer Höhe von 270 Fuß bei dem Hinauspumpen des Wassers einen Widerstand zu überwinden haben, der einem Druck von 30 bis 50 Atmosphären entspricht.

§ **Decken der Pferde.** (Nachdruck verboten.) Das Bedecken der Pferde bei der Arbeit ist nicht nur gänzlich überflüssig, sondern oft sogar schädlich. Namentlich ist dies dann der Fall, wenn die Decken für Luft undurchdringlich sind, etwa aus Leder bestehen. Ueberhaupt ist das Zudecken für gewöhnlich nicht nötig. Angezeigt und sogar anzuwenden ist es, wenn sich die Pferde bei angestrengter Arbeit sehr erhitzt haben und plötzlich an einem kühlen Orte längere oder kürzere Zeit warten müssen. Das Gleiche kann geschehen, sobald die Tiere nach dem Dienstgebrauch in kalte Stallungen gebracht werden. Sonst könnte sich ein Pferd leicht eine Erkältung zuziehen, die auf längere Zeit oder für immer das Pferd schädigen kann. — Wenn Pferde nach anstrengender Arbeit schwitzen, vom Regen durchnäßt oder an den verschiedensten Körperteilen mit Strafenhennig bedeckt, in den Stall geführt werden, so bedürfen sie zur Erhaltung ihrer Gesundheit folgender Behandlung: Bei mäßigem Schwitzen reibt man den Oberkörper mit weichem Stroh, Heu oder wollenen Lappen nach dem Strich der Haare ab, bedeckt hierauf mit einer nicht zu schweren wollenen Decke und geht dann an das Abwaschen der Beine. Eine Wohlthat erweist man den Tieren auch, wenn man ihnen die Augenlider, Nüstern, After und Geschlechtssteile mit einem in frisches Wasser getauchten und ausgedrückten Schwamm reinigt. Sind die Pferde unter der Decke trocken geworden, so puzt man sie mit der Karbidseife. — Ist das Pferd nicht besonders warm geworden, so hat das Bedecken nur eine Verweilichung zur Folge, die dann erst recht zu Erkältungen Anlaß gibt. Die Natur sorgt selbst dafür, daß das Pferd vor der Winterkälte geschützt sei, indem es demselben ein härteres Daarkleid verleiht. Pferde aber, die unter der Decke im Stalle stehen, behalten ihr kurzes, glattes Haar, das ihnen wohl ein besseres Aussehen verleiht, aber im Freien nicht vor den Unbilden des Winterwetters schützt. In normalen, ordentlich temperierten Stallungen ist daher das beständige Zudecken der Pferde verwerflich.

Kirchliche Nachrichten.

Methodisten-Gemeinde.
Sonntag vorm. 9¹/₂ Uhr Predigt und Feier des hl. Abendmahles, nachm. 2 Uhr Austausch christlicher Erfahrungen.

Redaktion, Druck und Verlag von L. Laaf in Altensteig.

Karl Henßler senior Altensteig

Gutes Werkzeug
Halbe Arbeit

Inh: Hch. Henßler
gut eingerichtetes Werkzeuggeschäft
empfiehlt seine sich immer mehr verbreitenden Spezialitäten:

Gutes Werkzeug
Halbe Arbeit



Äxte für Holzhauer

Marke Schwan
21-23 cm lang und 2 1/2-4 Pfund schwer
Preis M. 2.50-3.30.

Diese Äxte sind ganz aus Gußstahl, sauber geschmiedet, zeichnen sich durch hohe Schnittkraft und Widerstandsfähigkeit selbst bei gefrorenem Holz aus.



Waldsägen

Marke Auge
mit enger und weiter Zahnung
130, 140, 150 cm
Preis M. 5.-6.50.

Meine Sägen Marke Auge genügen den höchsten Anforderungen, die an sie gestellt werden können.



Scheidkeile

Marke Schwan
kräftige Ware, aus bestem Gußstahl, sauber geschmiedet, je nach Schwere
Preis M. 1.60-2.20



Schneidmesser

Marke Wolf
für Schindelmacher
Preis M. 2.20-2.50.
Zur Anfertigung von Täferschindeln besonders geeignete Form mit dünnem Rücken
Preis M. 2.50.
Vorstehende Messer sind im Schwarzwald zu hunderten verbreitet.

Man achte genau auf die Schutzmarken. Garantie: Für jedes Werkzeug, das sich bei ordnungsmäßigem Gebrauch zu weich oder zu hart erweisen sollte, namentlich Äxte, die infolge Fabrikationsfehler anspringen, gebe ich ohne weiteres Ersatz.

Schriftliche Bestellungen werden sofort pünktlichst erledigt; etwa nicht gefallendes wird gerne umgetauscht.

Der Versandt erfolgt gegen Nachnahme, Porto stets zu Lasten des Empfängers.

Auf mein großes Lager in allen sonstigen Werkzeugen sei besonders aufmerksam gemacht.

Württembergische Bauerschule

Unter städt. u. gewerbl. Oberaufsicht stehende, Februar 1898 gegründete

in Wildberg
(Schwarzwald)

Hoch- und Tiefbau-Abteilungen.
Meisterkurse. — Prospekte kostenfrei. Zum Eintritt genügen Volksschulkenntnisse.
Unterrichtsbeginn im Nov. u. im März j. J.



Georg Leonh. Bühler
Weinhandlung, Seckenheim,

empfiehlt unter Garantie:
Weißweine von M. 55 an pr. Ottl.,
Rotweine " 70 " " "
An unbel. Besteller gegen Nachnahme, evtl. 3 Monate Ziel.
Vertreter gesucht.

Drei Kronen-Schokolade, 1/2 Kilo Mk. 3.—

STOLLWERCK

Einige Täfelchen gute reine Schokolade, während der Berufsarbeit genossen, stärken und erfrischen überraschend schnell Körper und Geist.

Husten

Wer

seine Gesundheit liebt, besittet ihn.
2545
nat. begl. Zeugnisse bezeugen den Erfolg von

Kaiser's

Brust-Caramellen

feinwundersames Hals-Opium.

Wertzlich erprobt und empfohlen gegen Husten, Heiserkeit, Katarrh, Verschleimung, Rachentatarrhe, Krampf- und Keuchhusten.

Patet 25 Pfg., Dose 50 Pfg.
Kaiser's Brust-Extract
Flasche 90 Pfg.

Höhere Töchterhandelschule Heilbronn mit Pensionat u. Haushaltungsschule.

Beginn 1. April 1908. Unterricht nach prakt. Grundsätzen. Tüchtige Vorbereitung zu leistungsfähigen Geschäftsstenographin, Praktikerin u. Handelslehrerin. f. d. Post-, Eisenbahn-, Verwaltungs-, Finanz- u. Versicherungsdienst. 1/2 u. Jahreskurse. Vorzgl. Erfolge. Ia. Referenzen. Mässige Preise. Ministeriell genehmigte Stellenvermittlung. Auf Wunsch Anleitung i. Haushalt.
Ankunft erteilen d. Herren: Schulrat Reupis, Prof. Thomas u. Stadtpf. Frisch. Prospekte d. d. Vorsteherin: Frl. Emma Gross.



Gentner's Wichse

in roten Blechdosen giebt mit wenigen Bürstenstrichen schönsten Glanz!
Fabrikant: Carl Gentner, Göppingen.

Inserate

die für einen größeren Umkreis bestimmt sind, haben im „Schwarzwälder Sonntagblatt“ besten Erfolg.

Zeilenpreis 15 Pfennig, bei Wiederholungen Rabatt.